

NEU





Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Schiff der Bestien

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Das Schiff der Bestien

John Sinclair Nr. 373

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 27.08.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Schiff der Bestien

Drei Werwölfe standen wie ein Bollwerk im offenen Rechteck der zur Seite geschobenen Tür und starrten in das große, elegant eingerichtete Abteil. Es waren Bestien, die getötet hatten. Ihre vier Opfer lagen neben dem Bahndamm.

Die Werwölfe standen da und rührten sich nicht. Ihre kalten Blicke waren auf die beiden Männer gerichtet, denen der Wagen zur Verfügung stand.

Es waren der russische Botschafter und sein englischer Kollege, die auf einem Geheimtreffen von den Bestien überrascht worden waren…

Mit allem hatten die beiden gerechnet. Mit Extremisten, Separatisten oder Terroristen, aber nicht mit Werwölfen, und das wollten sie auch kaum glauben, obwohl die drei dämonischen Kreaturen vor ihnen standen und sie anstarrten.

Als erster fand der Engländer die Sprache wieder. »Großer Lord!« hauchte er, »das kann es doch nicht geben.« Er verzog das Gesicht, als hätte ihm jemand Säure zu trinken gegeben. Und auf seinem Rücken hatte sich eine kalte Schweißschicht gebildet.

Der Russe stand neben ihm, das halbvolle Champagnerglas in der rechten Hand.

Plötzlich fiel es zu Boden, rollte noch ein Stück, zerbrach aber auf dem weichen Teppich nicht. Der Champagner versickerte allmählich.

Noch taten die Werwölfe nichts. Sie standen nur da und starrten auf die beiden Menschen.

»Ist das ein Scherz, Towaritsch?« fragte der Russe plötzlich. Seine Stimme klang kehlig, als säße in seiner Luftröhre ein dicker Kloß.

»Nein, kein Scherz.«

»Weshalb die Verkleidung?«

»Ist es eine?«

»Vielleicht.«

Die beiden Diplomaten, die so leicht nichts erschüttern konnte, hatten ihre Fassung zurückgefunden. Es war ja ihr Beruf, sich auf immer neue Situationen einzustellen. Und dies zumeist innerhalb kürzester Zeit.

Vor einigen Minuten waren, als der Zug noch stand, draußen Schüsse aufgeklungen. Da hatte der Russe sehr erregt reagiert und seinem Kollegen die Schuld an den Vorfällen gegeben. Nun aber dachte er anders darüber. So etwas würde sich der Engländer nie aussuchen. Der sowjetische Botschafter war der Meinung, daß sie beide in einer Falle saßen. Dahinter mußte eine Gruppe stecken, die internationale Verbindungen besaß und möglicherweise beide Großmächte gegeneinander ausspielen wollte.

Ähnlich dachte der Engländer. Er schaute den Russen von der Seite an und erkannte dessen Nicken.

Also zusammenarbeiten. Etwas anderes hatte die Kopfbewegung nicht bedeuten können.

Waren sie wirklich nicht verkleidet? Die Augen des adeligen Mannes von der Insel glitten über die Gestalten. Er hatte mal in Germany Karneval gefeiert und einige Menschen in ähnlichen Kostümen gesehen. Die konnte man ja täuschend echt nachmachen.

Aber keiner von denen hatte so gefaucht, wie der linke neben ihm stehende Werwolf tat. Es war ein Geräusch, das den beiden Männern durch Mark und Bein schnitt. Drohend und gefährlich, gleichzeitig davon kündend, wer hier das Sagen hatte.

Die Menschen wichen zurück. Sie taten es unwillkürlich, und gleichzeitig setzten sich auch die Werwölfe in Bewegung.

Sie gingen sehr leise, kaum hörbar schleiften sie über den Teppich. Zwei von ihnen hatten die Schnauzen so weit geöffnet, daß der Geifer über den Unterkiefer quoll und zu Boden klatschte.

»Weg kommen wir hier nicht!« stellte der Engländer sehr richtig fest und suchte trotzdem nach einem Ausweg. Er war stolz auf die zahlreichen Möbelstücke in dem Wagen gewesen, jetzt standen sie ihm im Weg.

Plötzlich »explodierten« die Bestien.

Die beiden schon älteren Männer hätten sich vielleicht noch zur Seite werfen können, das schafften sie auch nicht. Sie kamen sich vor wie die Hauptdarsteller in einem Horrorstreifen, als die Bestien größer wurden und sie erreichten.

Pranken droschen zu.

Harte Schläge peitschten auf die Schultern der Männer. Der Russe und der Engländer wurden in die Knie gedrückt. Der teure Stoff ihrer Anzüge fetzte an den getroffenen Stellen auf, so daß die Schulterwattierung hervorquoll.

Der Russe wankte zurück. Er stieß gegen einen eingebauten Aktenschrank und spürte das Vorderteil des Schlüssels so hart wie einen Pistolenlauf im Rücken.

Der Engländer hatte sich nicht auf den Beinen halten können. Unter der Wucht des Treffers war er in die Knie gesackt. Die Schmerzen rasten erst durch seine Schultern und lahmten seinen rechten Arm. Mit dem anderen stützte er sich an einem der schweren Sessel ab. Er dachte in diesen Momenten darüber nach, daß die Werwölfe doch existierten und keine verkleideten Menschen waren.

Diese Bestien wollten Opfer. Er und der Russe mußten ihnen gerade recht kommen.

Es war der letzte Gedanke, den der Engländer vorläufig fassen konnte, denn der Unhold stürzte sich auf ihn. Der Diplomat nahm diesen widerlich scharfen Gestank in sich auf, den die Bestie absonderte, und er hörte die erstickten Schreie seines russischen Kollegen.

Dann nahm ihm der Fellkörper des Unholds die Sicht und preßte ihn mit dem Rücken gegen den weichen Teppich. Der Botschafter glaubte im ersten Augenblick, ersticken zu müssen. Er hatte den Mund weit geöffnet, bekam aber keine Luft, weil das Fell ihm zwischen die Lippen drang und ein Atmen unmöglich machte.

Daß er einmal sein Leben unter den Krallen einer Bestie aushauchen würde, hätte er nie gedacht…

An seinen Oberschenkeln spürte er die Krallen. Sie wanderten höher, erreichten die Hüfte, schoben sich unter den Körper und hoben den

Mann in die Höhe.

Gleichzeitig schnellte auch der Werwolf hoch. Er riß den anderen mit, so daß der Mann auf die Füße kam, sich aber nicht halten konnte und gegen die Wand taumelte. Er stützte sich mit den flachen Händen dagegen. Den Mund hatte er weit aufgerissen, um Luft zu holen. Tränen quollen aus seinen Augen und rannen die Wangen entlang.

Der Schlag traf ihn in den Nacken. Nicht in die Augen, ein wenig tiefer, so daß die Pranke den Kragen zu fassen bekam und den Mann herumschleuderte, aber nicht losließ.

Dem Engländer wurde für einen Augenblick schwarz vor Augen.

Danach hätte er seine Brille gebraucht, die aber lag auf dem Tisch und beschwerte einige Papiere.

Er konnte zur Seite schauen, sah seinen Verhandlungspartner aus Rußland, der ebenfalls im Klammergriff des zweiten Werwolfs hing und sich nicht zu wehren wagte.

Ebenso wenig wie auch der Botschafter von der Insel.

Was die Werwölfe wollten, wußten die Diplomaten nicht. Jedenfalls hatten sie ihren Tod noch nicht beschlossen. Entkommen konnten sie ihnen nicht, sie räumten den Männern eine Galgenfrist, ein, das war beiden unabhängig voneinander klargeworden.

Der dritte Werwolf hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Er stand noch immer in der offenen Tür und starrte seinen beiden Artgenossen entgegen.

Die schoben ihre Opfer vor sich her. Auch wenn sich beide Menschendagegen stemmten, so nutzte es nichts. Die Werwölfe waren stärker.

In den Fängen der Bestien hingen sie wie Gliederpuppen und wurden auf die Tür zugeschoben. Der dritte Werwolf trat zur Seite, so daß sie den nötigen Platz bekamen.

Der Russe schaute den Mann aus England scharf an. »Verdammt noch mal, was ist das nur?« fragte er voller Wut.

»Ich habe keine Ahnung.«

Sie mußten alles mit sich geschehen lassen, während der Zug weiter durch die Nacht und dem frühen Morgen entgegenrollte. Sie waren abgeschnitten von der Außenwelt. Natürlich würde es auffallen, wenn sie fehlten, aber was konnten andere Personen zu ihrer Befreiung unternehmen? So gut wie nichts. Bei diesen Bestien versagten die normalen Waffen völlig.

Durch die offene Schiebetür wurden sie in den zweiten Teil des Wagens geschoben. Die beiden Männer wurden noch bleicher, als sie ihre Privatsekretärinnen sahen. Beide Frauen lagen am Boden, waren niedergeschlagen worden und rührten sich nicht. Im Vorbeigehen sahen die beiden Botschafter die kalkbleichen Gesichter.

Bei der Engländerin war die Wunde an der Stirn aufgeplatzt.

Keiner der Männer wußte, ob die Frauen umgebracht worden waren, aber sie hatten keine weiteren Wunden an ihnen gesehen, dies wiederum gab ihnen Hoffnung.

Es ging in den nächsten Wagen. Dort hatten die Assistenten gearbeitet, die in ständigem Kontakt zu den Ministerien standen. Die Diplomaten erkannten sofort, weshalb keine Verbindung zustande gekommen war. Das moderne Kommunikationszentrum war restlos zerstört worden. Vandalen schienen hier gehaust zu haben. Sie hatten alles kurz und klein geschlagen.

Reden konnte man mit den Bestien nicht. Aber die Männer hatten auch so verstanden, aus welchem Grund sie in den zweiten Wagen geführt worden waren.

Man wollte ihnen klarmachen, wie gering ihre Chancen waren.

Und das hatten die Unholde geschafft…

***

Ich jagte hinter Werwölfen her!

Vier waren es an der Zahl, und sie gehörten zu einer Familie. Dem Ascot-Clan, von dem die einzig normale Person, Alexis Ascot, mit gefesselten Händen neben mir auf dem Beifahrersitz des silbergrauen Bentley hockte und vor sich hinstarrte.

Sie hätte mir Informationen über das Ziel des besetzten und gekaperten Zuges geben können, aber die Frau hielt sich zurück. Und sie hatte ihren Grund: Sie haßte mich!

Schließlich war ich es gewesen, der ihre Tochter getötet hatte.

Und mit ihr, Laura Ascot, hatte alles begonnen. Sie war mir in der Nacht praktisch in den Wagen gelaufen. Zum Glück hatte ich rechtzeitig genug bremsen können, so daß ihr dabei noch nichts zugestoßen war.

Ich hatte sie dann mitgenommen. Unterwegs war mir ihr seltsames Benehmen aufgefallen. Und irgendwann stieg sie während der Fahrt einfach aus und lief davon.[1]

Ich hinterher. Ein mir bekanntes Heulen hatte mich stutzig werden lassen. Immerhin war Vollmond, ideales Werwolf-Wetter.

Mein Verdacht wurde bestätigt, als ich auf ein einsam stehendes Haus traf, in dem Laura zusammen mit ihrer Mutter wohnte. Alexis Ascot kannte die Veranlagung ihrer Tochter und hatte sie schon in einen Käfig im Keller gesteckt. Mir berichtete sie von einem Fluch der alten Zeit, der siegetroffen hatte und von dem Werwolf-Clan der Ascots.

Dieser Clan bestand aus vier Bestien, und die erwischten mich.

Gegen alle gleichzeitig kam ich nicht an. Ich wurde überwältigt und in den Käfig zu der verwandelten Laura gesteckt, wo sie mich töten sollte.

Es war ihr nicht gelungen. Ich hatte sie durch mein geweihtes Silberkreuz erlöst, und das verzieh mir ihre Mutter nie. In ihrer Wut hatte sie mir den Plan des Ascot-Clans verraten, und der sah schlimm genug aus. Die Werwölfe hatten vor, einen Zug zu kapern, in dem sich die Botschafter der Sowjetunion und Englands befanden.

Das sollte an einer bestimmten Stelle geschehen. Wir fuhren gemeinsam hin, hatten vier tote Leibwächter neben der Böschung gefunden, waren also zu spät gekommen.

Um noch mehr Unheil zu verhüten, gab es für mich nur eine Möglichkeit. Ich mußte dem Zug nach und ihn stoppen. Allerdings nicht mit Gewalt und im Sturmlauf, sondern auf raffinierte Art und Weise.

Dem Zug folgten wir.

Noch ging es glatt, denn die Bahntrasse lief durch ein flaches Gelände, so daß wir an der Böschung entlang fahren konnten. Sicherlich würde sich das bald ändern, dann stand ich an den zahlreichen Weichen vor der Qual der Wahl. Wahrscheinlich würde ich dann das Nachsehen haben.

Schließlich sah ich das graue Band einer Straße und darüber eine flache Brücke, über die der Schienenstrang führte. Ich mußte mit meinem alten Bentley durch den Straßengraben, schlug das Lenkrad nach rechts ein, denn ich konnte jetzt die Straßen entlangfahren und dem Schienenstrang somit folgen.

Der Wagen hatte die beschwerliche Reise gut überstanden. Er muckte auch nicht auf, als ich das Gaspedal tiefer drückte. Den Schienenstrang konnte ich noch immer im Auge behalten, aber der Zug hatte einen zu großen Vorsprung bekommen.

Jetzt meldete sich auch wieder Alexis. »Haben Sie mal eine Zigarette für mich, Sinclair?«

»Nein«, erwiderte ich, obwohl ich ihr einen Glimmstengel hätte geben können.

»Nervös, wie?«

»Es hält sich in Grenzen.«

Sie kicherte leise. »Das sagen sie eigentlich alle, wenn sie nicht mehr weiter wissen.«

»Dann bilde ich die Ausnahme.«

»Wieso?«

»Weil ich den Zug finden werde«, erklärte ich. »Ob es Ihnen nun paßt oder nicht.«

»Dann viel Glück«, erwiderte sie sarkastisch.

»Denken Sie ruhig weiter nach, Geisterjäger. Ich werde Sie dabei beobachten.«

»Und ich könnte Sie als Druckmittel benutzen.«

»Das wäre ungesetzlich«, konterte sie.

Ich wiegte den Kopf. »Es kommt darauf an. Besondere Gegebenheiten erfordern eben besondere Maßnahmen, wie Sie sich vorstellen können.«

Alexis schwieg. Sie war eine Frau, die ihre persönlichen Chancen verspielt hatte. Sie hatte mich umgarnen wollen und es mit der urweiblichen Raffinesse versucht, ohne Erfolg. Die Sache war mir wichtiger, als mit ihr ins Bett zu steigen, obwohl man die vierzigjährige Alexis als sehr attraktive Frau bezeichnen konnte. Ihr langes Haar war schwarz, wenn auch von einigen grauen Strähnen durchzogen, die aber nicht weiter störten. Jetzt drückte sie dem Ascot-Clan natürlich die Daumen, daß die Werwölfe es schafften, ihre Pläne in die Tat umzusetzen.

Ich behielt den leeren Schienenstrang auch weiterhin im Auge.

Sah jedoch in der Ferne einige Lichter. Sie stammten von hohen Lampen.

Sollte dort möglicherweise ein Bahnhof sein? Die Straße schlug einen Bogen. Gegenverkehr blendete mich für einen Moment. Zwei Kühltrucks rauschten vorbei.

Wenig später rollten wir durch eine kleine Ortschaft. Die Sicht auf die Gleise wurde mir jetzt genommen. Über die Hauptstraße fuhren wir, vorbei an Häusern, in denen die Menschen noch schliefen.

Zwei Uhr morgens war es fast. Ich spürte keine Müdigkeit. Der Streß und die Erwartung hielten mich umfangen. Sehr bald hatte ich die Ortschaft hinter mir gelassen, erreichte eine Kreuzung und hielt an, fuhr nach links weiter, denn die Bahngleise hatten die Straße nicht gekreuzt, das hätte ich sehen müssen.

Ich fand die Straße wieder. Diesmal lief sie fast in einer Höhe mit der Fahrbahn, und ich rollte auch nicht mehr nur an einem Gleis vorbei. Mehrere Schienenstränge führten parallel zueinander in Richtung London. Es gab auch Weichen, und davor fürchtete ich mich ein wenig. Denn nicht in jede Richtung konnte ich mit dem Auto dem Zug folgen.

Plötzlich sah ich ihn.

Im ersten Augenblick zweifelte ich. Aber es waren tatsächlich die beiden Wagen.

Ich fuhr schneller.

Auch Alexis Ascot hatte dies bemerkt. Sie konnte ihre Gefühle nicht unter Kontrolle halten. Die Lippen waren zusammengepreßt, die Augen leicht verengt, aber sie redete nicht und lenkte mich auch nicht ab.

Ich mußte schneller sein.

Der Bentley bekam einen Schub, als ich das Gaspedal nach unten drückte. Das Bahngelände lag auf der linken Seite. Von der Straße trennte es ein breites Wiesenstück mit einem hohen Drahtzaun.

Und ich holte auf. Es war ein verzweifeltes Bemühen, auch als ich schon auf gleicher Höhe mit ihm fuhr, denn eingreifen konnte ich auch dann nicht.

Es war nicht zu erkennen, was sich im Innern der Wagen abspielte.

Daß dort Licht brannte, sah ich. Mehr auch nicht. Keine Schatten hinter den Fenstern, und ich entdeckte auch in der Lok keine Person.

Von allein würde er nicht fahren. Auch konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Werwölfe den Zug lenkten, sie müßten sich einfach der Lokführer bedienen.

Alexis schwieg auch weiterhin. Sie lächelte nicht einmal schadenfroh, als sich abzeichnete, daß ich an mein Ziel nicht herankommen würde.

Dann wurde die Distanz zwischen mir und dem Zug größer. Er war auf ein anderes Gleis gefahren, rollte nun dort weiter und verschwand aus meinem Blickfeld. Abgestellte Güterzüge versperrten mir zusätzlich die Sicht.

»Das war's dann«, sagte Alexis schlicht und hatte damit den Nagel auf den Kopf getroffen.

Ich schaute sie an. »Wo fährt er hin? Befindet sich sein Ziel hier in der Nähe?«

»Fragen Sie mich nicht.«

»Ich will es wissen.«

»Kann ich verstehen.«

Wir hatten London noch nicht erreicht. Ich wußte ungefähr, wo wir uns befanden. Die Themse war nicht mehr weit entfernt. Eine Eisenbahnbrücke über den Fluß existierte hier nicht. Der Zug mußte demnach auf meiner Seite bleiben. Trotzdem war eine Verfolgung ohne Sichtkontakt sinnlos. Ich ließ den Bentley ausrollen, als ein Schild im Licht der Scheinwerfer auftauchte.

»Rangierbahnhof«, murmelte ich.

Alexis räusperte sich. »Fahren Sie nach London zurück, Sinclair. Lassen Sie die Wölfe in Ruhe! Es ist besser für Sie. Was die vorhaben, ist schon fast hohe Politik.«

»Inwiefern?«

»Kümmern Sie sich lieber um Ihren Kram. Mehr kann ich Ihnen nicht dazu sagen. Und ich meine es sogar gut.«

Ich lachte auf. »Das kann ich mir denken.« Mein Blick war mißtrauisch, als ich die Gestalt der Frau erfaßte. Alexis vermied es, mich anzuschauen, und ich dachte über ihre Worte nach.

Die Frau hatte mir geraten, nach London zu fahren. Bestimmt nicht aus Menschenfreude. Vielleicht wollte sie, daß ich nicht in der Nähe dieses Rangierbahnhofs blieb.

Bei Alexis Ascot mußte man mit allem rechnen. Bestimmt wollte sie, daß ich weiterfuhr und mich ansonsten um nichts kümmerte.

Da sollte sie sich geschnitten haben.

»Nein«, sagte ich. »Wir werden bleiben.«
»Und dann?«
»Schauen wir uns das Bahnhofsgelände mal gemeinsam an. Auch dort kann sich ein Zug, verstecken!«
»Das ist doch verrückt!«
»Für Sie vielleicht, weniger für mich.«
Alexis ballte die Hände zu Fäusten. Sie hatte wohl nicht damit gerechnet, daß ich so handeln würde. Darin sah ich wiederum meine Chance.
»Steigen Sie aus!«
»Gehen wir gemeinsam weiter. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir in dieser Nacht noch einige Überraschungen erleben werden, denn irgendwo muß der Zug ja bleiben.«
»Wenn du meinst.«
»Das meine ich.« Während meiner Antwort hatte ich schon zum Telefonhörer gegriffen und eine Nummer gewählt. Wenn Suko auf seiner Harley nicht eingeschlafen war, würde er das Zeichen sehen und hören. Es dauerte etwas, bis ich eine Verbindung bekam, dann hörte ich seine Stimme überraschend klar und deutlich.
»Ich bin es.«
»Okay, John. Wo steckst du denn?«
»Ich hoffe, daß Ziel des Zuges gefunden zu haben.« Bei dieser Antwort beobachtete ich auch Alexis und stellte fest, daß sie leicht zusammengezuckt war.
»Wirklich?«
»Nicht hundertprozentig, aber ich gehe mal davon aus. Am besten ist es, wenn du herkommst.«
»Und wo ist das?«
Ich erklärte es ihm, so gut es ging und fragte auch, wie lange mein Partner brauchen würde.
»Das ist schwer zu schätzen«, erwiderte Suko. »Noch stecke ich in London. Wenn ich aufdrehe…«
»Dann dreh auf!«
»Sonst noch etwas?« fragte er.
»Ja, ich habe eine Frau bei mir. Sie heißt Alexis Ascot und steckt mit dem Werwolf-Clan unter einer Decke. Ob ich sie mitnehmen werde, weiß ich noch nicht. Wahrscheinlich fessele ich sie ans Lenkrad. Nicht daß du zu sehr überrascht bist, wenn du sie siehst.«
»Alles klar.«
»Und welche Maßnahmen wurden noch zur Befreiung der Diplomaten getroffen?«
»Keine, John. Man hat sich zurückgehalten. Noch ist offiziell ja nichts bekannt.«
»Mit anderen Worten, wir haben den Schwarzen Peter.«

»Sogar den pechschwarzen.«
»Okay, das sind wir gewohnt. Ich kann auf dich nicht warten. Ich gebe dir nur mehr eine Beschreibung des Zugs. Die ›wartende‹ Dame darfst du nur mit der Kneifzange anfassen. Sie ist bissig.«
»Ich auch.«
Nachdem ich meinem Freund die Beschreibung gegeben hatte, kümmerte ich mich wieder um Alexis. Sie starrte mich an, als wollte sie mich töten. »Du willst mich wirklich in dieser verdammten Karre zurücklassen, Sinclair?«
»Das hatte ich vor.«
»Ich werde dir…«
»Gar nichts werden Sie.« Bevor sich Alexis versah, hatte ich schon ihre Hände gepackt und sie zu mir herübergezogen. Sie hing noch im Gurt, den löste ich und zückte die Handschellen aus hartem Kunststoff.
Alexis wollte die Gunst der Sekunde nutzen und sich freischlagen. Ich hielt dagegen und war stärker. Mein Schlag gegen ihre Wange erstickte endgültig den Widerstand. Rasch hatte ich mein Ziel erreicht und sie ans Lenkrad gebunden.
»Das müßte reichen«, sagte ich.
Alexis versuchte es erst gar nicht, an den Fesseln zu zerren. Sie starrte mich dafür böse an. »Glaub' nur nicht, daß du schon gewonnen hast, Sinclair. Glaub' es nicht!«
»Einen Verlierer kenne ich inzwischen«, sagte ich beim Aussteigen, ohne noch eine weitere Erklärung hinzuzufügen. Alexis wußte selbst, daß nur sie gemeint war.
Ihre gemeinen Flüche gingen im Geräusch des zufallenden Wagenschlags unter.
Ich machte mich auf den Weg, mußte ein Rasenstück überqueren und erreichte danach das eingezäunte Gelände des Güterbahnhofs.
Die Umzäumung bestand aus Maschendraht. Für einen geübten Kletterer kein großes Hindernis. Ich hatte schon öfter solche Zäune überwunden, kam auch hier gut hoch und sprang an der anderen Seite zu Boden. Zwischen Abfall und verrosteten Blechdosen landete ich. Einen letzten Blick warf ich zum Wagen hinüber. Er stand zu weit weg, um Alexis erkennen zu können. Sollte sie toben, es war mir egal. Zudem würde auch mein Freund und Kollege Suko bald erscheinen und sich bestimmt der Lady annehmen, wenn sie Schwierigkeiten machte.
Mir stand eine andere Aufgabe bevor.
Ich mußte den Zug finden!
Wie es dann weiterging, ohne daß Menschen zu Tode kamen, stand noch in den Sternen…

***

Die beiden Lokführer hießen Morton Gamber und Slick Espe. Sie hatten den Schock ihres Lebens bekommen, als die Bestien plötzlich in ihrem Führerstand erschienen. Und sie hatten mitansehen müssen, wie einer der Werwölfe den Chef der Leibwache grausam tötete. Dann hatte sich die Bestie ihnen zugewandt, und die Männer schlossen mit ihrem Leben ab.

Der Werwolf verschonte sie. Nicht aus Mitleid, nein, er brauchte sie noch, denn nur sie konnten den Zug fahren. Und das machte er ihnen klar.

Reden konnte er nicht, aber er hatte seine Vorbereitungen getroffen. Vor der Verwandlung in die Bestie hatte Gerald Ascot sich alles Wichtige aufgeschrieben, und diesen Zettel bekamen die beiden Lokführer überreicht. Sie lasen die Befehle und wurden blaß.

Es war fast unmöglich, was man von ihnen verlangte, das sagten sie auch, aber der Werwolf nahm sofort eine drohende Haltung ein, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als weiterzufahren.

In der Lok standen die beiden Männer mit unbewegten Gesichtern und wurden genau beobachtet. Keine Bewegung entging der hinter ihnen lauernden Bestie, die auch hin und wieder einen Blick in die Düsternis der Nacht warf, um zu sehen, ob dem Zug jemand folgte.

Was in den beiden Wagen geschah, interessierte sie nicht. Da würden schon seine Brüder für die richtige Ordnung sorgen.

So fuhren sie weiter.

Je mehr Zeit verging, um so mehr gewöhnten sich auch die beiden Männer an ihren dämonischen Gast. Sie konnten wieder klarer denken und auch normal über ihre Lage sprechen.

Gamber fand zuerst die Sprache wieder. Sein Kollege stand neben ihm. Wenn er angesprochen wurde, brauchte Gamber nur zu flüstern.

»Siehst du eine Chance?«

»Nein!« hauchte Slick Espe zurück.

»Und wenn wir alles auf eine Karte setzen?«

»Wie willst du das machen?«

»Das Tempo erhöhen. Wir erreichen gleich eine Langsamfahrstelle. In dieser Kurve können wir den Zug entgleisen lassen…«

»Eine Überlebensgarantie ist das nicht.«

»Glaubst du denn, die Bestie läßt uns am Leben. Verdammt, ich habe doch gesehen, was sie mit dem Typ da angestellt hat. Sie tötete ihn vor unseren Augen.«

»Ich will trotzdem nicht aus den Schienen springen. Vielleicht ergibt sich noch eine Chance.«

»Am Ziel?«

Espe schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Die wollen ja nicht uns, sondern die beiden Fahrgäste. Stell dir vor, zwei Botschafter in den Klauen der Bestien. Das ist ein Wahnsinn, und wir fahren in den

Rangierbahnhof. Von dort ist es ein Katzensprung zur Themse. Ich durchschaue allmählich den Plan.«

»Und wie sieht der aus?«

»Die fahren auf dem Wasser weiter.«

»Was wollen sie denn da?«

»Sich zumindest verstecken, bis alles vorbei ist, glaube ich wenigstens. Das ist alles genau durchdacht. Die haben vorher gewußt, was sie tun würden. Eine perfekte Falle.«

Gamber nickte. »Vielleicht hast du recht. Nur frage ich, was unsere Sicherheitskräfte unternehmen wollen. Man merkt doch irgendwann, daß die Botschafter entführt worden sind.«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Ich habe mal einen Film gesehen«, begann Gamber nach einer Weile des Schweigens. »Da ging es ebenfalls um eine Entführung, und da hat man einen Zug regelrecht in die Luft gesprengt. Ohne Rücksicht auf Verluste.«

Espe lachte leise. »Du machst mir vielleicht Mut, Mann.«

»Ich habe dir nur gesagt, was ich gesehen habe. Aber jede Lage ist eben anders.«

Espe schwieg. Er wußte nicht, was er noch sagen sollte. Es war innerhalb des Führerstandes fast wie immer. Diese Ruhe, die Gespanntheit, die jeder von ihnen empfand, wenn sie in der Nacht durchführen. Sie mußten sich sehr konzentrieren, daß sie die Anwesenheit der Bestie fast vergessen hatten.

Bis der Werwolf neben ihnen erschien. Er hatte sich lautlos bewegt. Jetzt erschraken beide.

Kalte Raubtieraugen starrten sie an.

Von der Gestalt ging ein kalter Hauch der Gefahr aus. Sie spürten ihn und auch die Gänsehaut, die ihnen den Rücken hinablief.

Die Geschwindigkeit war gleich geblieben. Mit einiger Verspätung würden sie ihr vorgesehenes Ziel erreichen, denn die beiden Diplomaten hatten vorgehabt, das Gespräch in dem Rangierbahnhof fortzusetzen, sollten sie bis dahin nicht zu einer Einigung gelangt sein. Dort würde sie bestimmt keiner vermuten.

Bis auf die Werwölfe…

Diese Kreaturen wußten genau Bescheid. Für ihre Pläne hätten sie sich keinen besseren Ort aussuchen können. Die absolute Geheimhaltung über das Treffen schlug nun wie ein Bumerang zurück, denn die Regierung würde sich hüten, auch nur einen Teil dieses Treffens öffentlich zuzugeben.

Die Lage sah fatal aus!

Sie hatten mittlerweile die einsame Gegend verlassen und wurden nun von mehreren Gleisen begleitet, die allesamt in Richtung Rangierbahnhof führten.

Noch immer war es dunkel. Wolkenberge verdeckten das Vollmondlicht. Nur die breiten Scheinwerferstrahlen der Lok stießen helle Breschen in die Finsternis, huschten über die Gleise und ließen die blankgefahrenen Schienen glänzen.

Signale erschienen. Sie standen da wie stumme Wärter aus Metall.

Lampen warfen ihr bläulich schimmerndes Licht dem Boden entgegen, wo an einigen Stellen leichter Dunst wallte.

Abgestellte Wagen wirkten wie zum Schlafen niedergelegte Ungeheuer. Das Gelände oder die Umgebung sah völlig normal aus, dennoch empfanden die beiden Lokführer so etwas wie Furcht davor. Diese Leere und die Dunkelheit der Nacht konnten ihnen Angst machen.

In der Ferne erschien bereits die alte Rangierhalle. Wie viele Jahre sie auf dem Buckel hatte, wußte keiner der Männer zu sagen. Jedenfalls dachte niemand daran, die alte Eisenkonstruktion abzureißen.

Im Sommer war sie sogar schon für Veranstaltungen der Bahn genutzt worden. Zur kalten Jahreszeit standen nur mehr Waggons dort, die auch auf ihren Einsatz warteten, wenn das Wetter wieder besser und die Bahn mehr Züge einsetzen mußte.

Kein Mensch zeigte sich. Zwar gab es in der Nähe ein Stellwerk, ob das allerdings besetzt war, wußte keiner der beiden Lokführer. Wahrscheinlich nicht, und wenn doch, dann von einem Mann des Geheimdienstes. Der würde kaum mißtrauisch werden, wenn er die Ankunft des Zuges mitbekam. Es lief ja alles normal…

Immer öfter rollte die Lok mit den beiden Wagen über Weichen und wurde jedesmal kurz durchgeschüttelt. Schienen zweigten ab, liefen wieder zusammen, ein Wirrwarr zeigte sich den Lokführern.

Die fanden sich trotzdem in dem ausgeklügelten System zurecht.

Auf den Stirnen der Männer lag Schweiß. Sie beide wußten, daß sich innerhalb der nächsten Minuten ihr weiteres Schicksal entscheiden würde, und jetzt kam die Angst zurück.

Keiner wollte es zugeben, aber wenn sich ihre Blicke trafen, las es der eine in den Augen des anderen.

Wie lange konnten sie dem nervlichen Druck noch standhalten?

Der Zug rollte weiter. Mit der Geschwindigkeit waren die Lokführer heruntergegangen. Sie wollten nicht gegen einen Prellkörper in der Halle fahren. Wären die Entführer Menschen gewesen, hätten sie auf diese Art und Weise vielleicht eine Chance gehabt, aber die Werwölfe überlebten so eine Aktion immer.

Deshalb richteten sich die beiden genau nach den entsprechenden Vorschriften.

Das große Tor rückte näher. Es stand weit und einladend offen.

Die Schienen führten hinein wie lange Lineale und waren zum Teil

auch von abgestellten Zügen besetzt.
Das Gleis, über das die Lok mit den beiden Wagen rollte, führte bis zu einem an der Rückseite der Halle aufgestellten Prellbock, wo der Zug auch stoppen sollte.
Die beiden Lokführer waren lange nicht mehr in eine solche Halle hineingefahren. Das Tor wirkte auf sie wie ein gieriges Maul, das alles verschlingen wollte.
Vorbei huschten die letzten, draußen abgestellten Züge, Loks und Wagen. Nur mehr wenige Sekunden, und der anfahrende Zug tauchte in die Halle hinein.
Die Außengeräusche veränderten sich. Beide Männer hörten die Echos, die von den Innenwänden zurückschwangen.
Auch die letzten Yards legten sie zurück. Der Bremsvorgang wurde eingeleitet. Slick Espe hatte es übernommen. Sein Gesicht glich einer Maske aus Wachs. Schon längst malten die auslaufenden Scheinwerfer große, runde Kreise an die Innenwand der Halle. Die Kreise wurden kleiner, je näher die Lok dem Ziel kam, und auf einmal leicht gegen die Puffer des alten Prellbocks stieß und stand.
Aus…
Über die Lippen des Lokführers Espe drang ein erlösender Atemzug. Für einen Moment fühlte er sich erlöst, wie von einem Druck befreit, während sich sein Kollege umdrehte und den Blick auf den dritten Fahrgast gerichtet hielt.
Auch der Werwolf hatte mitbekommen, wo sie sich befanden. Er nickte sogar, dabei floß Geifer aus seinem Maul und klatschte auf den Boden des Führerstands.
Dann öffnete er mit einem Ruck die Tür. Die hereinströmende Luft stank nach Öl, Lack und Schmiere. Sie war so typisch für diese Halle. Die Lokführer waren daran gewöhnt.
Und sie fragten sich, was die Bestien nun mit ihnen alles vorhatten.
Die Diplomaten mußten aussteigen, während sich der Werwolf in ihrem Rücken aufhielt. »Sollen wir fliehen?« Espe hatte die Frage gestellt. Sie war nur mehr ein Hauch und für den Werwolf wohl nicht zu verstehen, aber Morton Gamber schüttelte den Kopf.
»Warum nicht?«
»Verdammt, ich habe Familie…«
Slick Espe wollte ihn unterbrechen, als er hinter sich das grollende Geräusch vernahm. Beide verstanden die Drohung und schufen Platz, damit der Werwolf aus der Lok springen konnte.
Er schaffte es mit einem geschmeidigen Satz, blieb neben ihnen stehen und schaute sie starr an. Dann bewegte er seine rechte Pranke und deutete auf die beiden Wagen.
Die Männer verstanden die Geste. Sie sollten einsteigen. Mit müden Schritten gingen sie zwischen zwei Gleisen entlang. Es war Platz

genug, der nächste abgestellte Zug stand zwei Gleise weiter.
Morton Gamber hatte die Führung übernommen. Er wollte in den ersten Wagen einsteigen, als der Werwolf mit einem Sprung bei ihm war und ihn zurückriß.
Morton schrie überrascht auf. Er hörte, wie sein Kollege sagte:
»Steig in den zweiten.«
Gamber nickte. Plötzlich hatte er wieder Angst bekommen. Er schlich vor, erreichte sein Ziel und öffnete die Tür.
Da standen sie vor ihm.
Zu dritt hatten sie sich dahinter aufgebaut. Sie kamen ihm vor wie eine Wand aus Fell und gingen auch nicht zurück, sondern schauten über die Köpfe der beiden Männer hinweg auf ihren Artgenossen, dergleichzeitig auch der Anführer der Gruppe war.
Abermals vernahmen die Männer ein fauchendes Geräusch. So schienen sich die Bestien miteinander zu unterhalten, denn die drei im Wagen Wartenden traten zurück und gaben den Einstieg frei.
»Geh du zuerst!« hauchte Espe.
Mort Gamber hatte nichts dagegen. Seine Hände zitterten, als er den Haltegriff faßte, und die erste Stufe betrat. Der Raubtiergeruch wehte ihm entgegen und wollte ihm fast den Magen umdrehen.
Beobachtet wurden seine Bewegungen von Gerald Ascot. Bisher hatten die beiden Männer nichts getan, was auf irgendeinen Widerstand hingedeutet hätte, aber Slick Espe hatte den Gedanken an eine Flucht nie aufgegeben. Bisher war dies nicht möglich gewesen. Nun erkannte er, wie sein Bewacher Gamber beobachtete und ihm keinen Blick gönnte. Die anderen drei waren zudem tiefer in den Wagenzurückgewichen.
Jetzt oder nie!
Und Slick Espe startete. Er schaltete plötzlich alle Gedanken aus, als er sich um die eigene Achse drehte und mit einem gewaltigen Satz startete.
Zum Glück kannte er das Gelände. Er war schon öfter hier gewesen, und es standen auch genügend Loks und Waggon in der Halle, die ihm als Deckung dienen konnten.
Das mußte er ausnutzen.
Selbst Gerald Ascot wurde überrascht. Bevor er reagierte, hatte Espe schon einen weiten Vorsprung, der es ihm ermöglichte, zur Seite und zwischen andere abgestellte Wagen zu tauchen, um den Blicken der Bestie zu entschwinden.
Eines hörte er.
Ein schreckliches Gebrüll, das schaurig durch die alte Halle schallte. Und er wußte auch, daß es keine Gnade mehr für ihn geben würde, wenn die anderen ihn erwischten…
Ich hatte das Gelände der Bahn betreten und wußte zunächst nicht,

wohin ich mich wenden sollte. Vor mir sah ich die Schienenfront in ihrer Breite, die vom Licht einiger Peitschenleuchten angestrahlt wurde und deshalb noch kälter und toter wirkte.

Es war eine Umgebung, die irgendwie einen Horror verbreitete.

Wohl fühlte ich mich nicht.

Ich sah die abgestellten Wagen.

Manchmal standen mehr als ein halbes Dutzend zusammen.

Richtige Züge, die meist zu Sonderfahrten eingesetzt wurden. Dann wiederum sah ich Waggons aller Arten. Vom Kühlwagen bis hin zum einfachen offenen, in dem Kohlen transportiert wurden.

Nur den Zug entdeckte ich nicht.

Eine Lok und zwei Wagen, daraus setzte er sich zusammen. Und der mußte doch zu finden sein.

Ich lief noch einige Schritte weiter und schaute nach rechts, weil diese Blickrichtung nicht mehr gestört wurde. Am Ende des Geländes erkannte ich die alte Halle.

Sie war sehr groß und wuchtig gebaut. Die Eisenkonstruktion schimmerte bläulich. Zudem war sie besetzt. Wie viele Züge dort standen, konnte ich nicht ersehen, wobei ich davon ausging, daß »mein« Zug durchaus dort abgestellt sein konnte.

Der Wind wehte mir auch noch einen anderen Geruch entgegen.

Ich kannte diesen typischen Gestank von brakigem Wasser, vermischt mit einer gewissen Frische.

Das war ein Zeichen für mich, denn ich befand mich nicht weit vom Ufer der Themse entfernt. Wenn ich mich still verhielt, vernahm ich sogar das Rauschen des Wassers.

Mir gefiel das alles nicht. Obwohl ich niemand sah, hatte ich das Gefühl, von Feinden umlagert zu sein. Die Wölfe hatten mir gegenüber einen gewissen Vorsprung bekommen. Wie ich sie einschätzte, rechneten sie sicherlich mit einer Verfolgung, und sie würden sich dementsprechend vorsichtig verhalten.

Überall konnten sie lauern. Es gab innerhalb der Wagen zahlreiche Verstecke. Auch konnte ich nicht erkennen, ob die Türen der Waggons geschlossen oder offen waren.

Ich ging weiter.

Ein nächtlicher Rangierbahnhof, in dem nicht gearbeitet wurde, hatte mich aufgenommen. Er wirkte tot, dennoch mußte hier irgendwo ein Leben lauern. Und was für eines!

Ein dämonisches, gefährliches, das alles ausradieren wollte, was eben nur menschlich aussah.

Mit der Beretta und dem Kreuz war ich bewaffnet. Im Hals spürte ich das Gefühl einer Trockenheit. Die Spannung, die mich umklammert hielt, sorgte dafür, und sie drückte auch gegen meinen Magen.

Ich hielt die Augen weit geöffnet, so konnte ich besser die Dunkelheit

durchforsten, und ich wandte mich nach rechts, denn so konnte ich mich der Halle nähern.

Einmal durchschritt ich den Lichtkreis einer Bogenlampe. Mein Schatten wirkte ebenso kalt wie die Helligkeit selbst.

Stille war nie, obwohl man meine Umgebung als ruhig beschreiben konnte. Das Metall der abgestellten Wagen arbeitete.

Mal schabte etwas gegeneinander, dann knackte es seitlich, hin und wieder verursachte auch ein Geräusch, wenn ich mit der Fußspitze gegen eine Schiene stieß oder sich der zwischen den Gleisen liegende Schotter unter dem Druck meiner Füße knirschend bewegte.

So näherte ich mich der Halle.

Und hörte den Schrei.

Für einen Moment blieb ich stehen und lauschte dem Echo, das aus der Öffnung drang. Ich konnte Schreie sehr gut unterscheiden.

Dieser hier stammte nicht von einem Menschen. Er war röhrend gewesen, auch voller Wut, wie ich annahm, und es gab für mich nur eine Alternative.

Ein Werwolf mußte ihn ausgestoßen haben.

Leider befand ich mich zu weit vom Eingang der Halle entfernt.

Einzelheiten konnte ich dort nicht unterscheiden, ich sah nur das gewaltige dunkle Loch der Öffnung.

Bewegte sich dort nicht etwas?

Ja, jemand verließ die Halle. Es war nur mehr eine kleine Figur.

Sie lief allerdings wie ein Mensch und war im nächsten Augenblick verschwunden, da er hinter den abgestellten Wagen eines Ferienzugs Deckung gesucht hatte.

Mich hielt nichts mehr. Ich sah noch seinen Verfolger und erkannte an der Bewegung, daß es sich bei ihm um einen Werwolf handeln mußte, der dem Flüchtling auf den Fersen war.

Vier Tote hatten die Bestien bereits hinterlassen. Das waren genau vier zu viel. Ich wollte mit allen mir zu Verfügung stehenden Kräften dafür sorgen, daß es kein fünfter wurde.

Im rechten Winkel zu denen aus der Halle kommenden beiden Gestalten startete ich. Der Zug, hinter dem der Mann Deckung gefunden hatte, lag praktisch vor mir und in meiner Laufrichtung.

Es ist nicht einfach, über Schienen zu rennen. Dies stellte ich spätestens nach dem ersten Stolpern fest. Zum Glück fing ich mich wieder und fiel nicht hin.

An zwei abgestellten Güterwagen mußte ich noch vorbei und hielt auch Ausschau nach der Bestie.

Vergeblich.

Dafür sah ich den Flüchtling. Er hatte die Wagenkette passiert und erschien an ihrem Ende. Noch immer rannte er schnell, dabei warf er die Arme auf und nieder.

Wohin er wollte, konnte ich erst erkennen, als er einen Bogen nach links schlug und damit auch in meine Richtung geriet.

Gesehen hatte er mich bestimmt nicht. Er war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Aber wo steckte der Werwolf? Er war für mich im Augenblick wichtiger. So unförmig diese Bestien auch wirkten, sie konnten blitzschnell zuschlagen. Hinzu kam ihr raubtierhafter Instinkt, der sie nie verließ und immer auf das Opfer zuführte.

Den Mann sah ich nicht mehr. Er mußte hinter einer Lokomotive verschwunden sein, die wie ein dunkles bulliges Geschoß nicht weit entfernt von mir stand.

Ich peilte als Ziel die Lücke zwischen Lok und Zug an. Leider war ich zu spät, obwohl ich mich beeilte und wie ein Hase über die Schwellen und Schienen hüpfte.

Der Werwolf war schon da. Mit gewaltigen Sprüngen tauchte er aus der Deckung der Wagenschlage auf und rannte in die Richtung, wo ich sein Opfer vermutete.

Aus vollem Lauf bremste ich ab, zog die Beretta ging in Combat-Stellung und feuerte.

Das Echo des Abschusses rollte über das leere Gelände. Die Trefferquote war gering, da ich nicht die nötige Ruhe besaß, um großartig zielen zu können.

Der Werwolf wurde auch nicht durch meine Kugel gestoppt, er hielt selbst an, wahrscheinlich hatte ihn der Abschußknall überrascht. An der Lok sah ich auch die Gestalt des Mannes erscheinen.

Er mußte völlig ausgepumpt sein, denn er hielt sich an einem Scheinwerfer fest oder stützte sich ab.

Der Werwolf duckte sich.

Er stand wie auf dem Sprung und mußte mich auch gesehen haben. Mein Atem hatte sich allmählich beruhigt. Noch dampfte es vor meinen Lippen, auf den Schienen schimmerte die Feuchtigkeit, die sich fast immer bildete, wenn sich die Nacht allmählich ihrem Ende zuneigte.

Ahnte die Bestie die Gefahr, die durch die geweihten Silberkugeln auf sie zukam?

Möglich war es schon. Jedenfalls konnte ich keinen anderen Grund für ihr Verhalten erkennen, als sie mit einem gewaltigen Satz zurücksprang, noch bevor ich ein zweitesmal abdrücken konnte.

Sie jagte wieder auf die abgestellte Wagenreihe zu und verschwand dahinter, so daß ich sie nicht mehr sehen konnte.

Ich ließ die Beretta sinken und hörte den Ruf des Mannes.

»Bleiben Sie, wo Sie sind!« schrie ich zurück. »Ich komme später zu Ihnen.«

Hoffentlich blieb er auch, denn er würde mir sicherlich

Informationen geben können.
Ich rannte auf die Wagen zu. Einen Werwolf als Geisel zu bekommen, wäre nicht schlecht gewesen, und dieser Gedanke beflügelte mich. Als ich den ohne Lok abgestellten Zug erreichte, ließ ich mich zu Boden fallen und schaute schräg unter einem Wagen her, damit ein möglichst großes Gebiet in meinen Sichtbereich geriet.
Meine Hoffnung wurde enttäuscht. Ich sah weder Füße noch Pranken der Bestie.
Wo konnte sie stecken? Im Hochkommen dachte ich darüber nach. Wenn die Türen nicht verschlossen waren, konnte sich der Werwolf in einem der Wagen verborgen halten.
Das wollte ich genau wissen. Beim letzten fing ich an. Die Tür war nicht verschlossen. Ich öffnete sie und fand mich in einem schmalen Gang wieder.
Links von mir sah ich die einzelnen Abteile mit den Glastüren.
Ich hielt die Waffe in der rechten Hand. Muffige Luft umgab mich. Es war zu merken, daß man lange nicht gelüftet hatte. In den Abteilen und im Gang brannte kein Licht. Wenn ich durch die Scheibentüren sah, erkannte ich dahinter mehr Schatten als Helligkeit.
Natürlich verursachte ich Geräusche. Irgendwo knackte es immer, wenn ich mich bewegte. In drei Abteile schaute ich hinein, ohne den Werwolf entdeckt zu haben.
Manche wurden durch Streulicht ein wenig erhellt. In anderen Abteilen wiederum war es stockfinster.
Im ersten Wagen fand ich meinen Gegner nicht. Auch nicht im zweiten und dritten, wobei letzter keine unterteilten Abteile besaß, sondern mit sich gegenüberliegenden Sitzbänken ausgerüstet war.
Allmählich bekam ich das Gefühl, von der Bestie reingelegt worden zu sein. Und dieses Gefühl verstärkte sich, als ein bekanntes Geräusch an meine Ohren drang.
Es war das Zuschlagen einer Tür.
Zum Glück brauchte ich nur zwei Schritte zu gehen, um auch eine Tür zu erreichen. Ich drückte den roten Hebel nach unten, wollte den Ausgang aufstoßen, doch der klemmte.
Erst beim dritten Versuch gelang es mir, nach draußen zu springen. Ich blieb stehen und blickte dorthin, wo auch die Halle lag.
Eine leere Fläche. Und das Glänzen der Schienenoberseiten schien mich verhöhnen zu wollen.
Keine Spur von der Bestie.
Die nächsten Schritte setzte ich zögernd und hatte auch meinen Kopf nach links gedreht, um in die Fenster des Wagens schauen zu können.
Dahinter sah ich keine Bewegung.
Die Ruhe war verdächtig.
Und der Geruch auch.

Wie eine Welle erreichte er meine Nase. Ein Beweis, daß sich die Bestie in der Nähe aufhalten mußte. Ich fuhr herum und tat damit genau das Falsche, denn die Gefahr kam von oben.

Auf dem Wagendach hatte der Werwolf gelauert. Jetzt stieß er sich ab und sprang auf mich zu.

Ich hörte sein Gebrüll, wollte schießen und bekam den Arm nicht mehr in die Richtung gedreht, denn die wie Stein vom Dach, des Wagens fallende Kreatur erwischte mich ausgerechnet an der rechten Schulter, so daß ich meine Beretta nicht mehr halten konnte.

Nicht allein sie wurde mir aus den Fingern geschlagen, ich selbst fiel auch zu Boden, spürte die Kante einer Schiene in meinem Rücken und auch die scharfen Schottersteine zwischen den Gleisen.

Der fellbedeckte Körper drückte mich zu Boden. Ich sah die weit aufgerissene Schnauze und wußte genau, daß die beiden zahnbewehrten Kieferhälften auf meine Zähne gezielt waren.

Mit der linken Hand wühlte ich im Fell der Bestie, ohne sie von mir zurückstoßen zu können. Wenn ich sie wegstemmen wollte, konnte ich nur mehr die Beine zu Hilfe nehmen.

Das rechte winkelte ich an und stieß es vor. Tief wühlte sich mein Knie in den Körper, drückte ihn auch hoch, so daß ich mit dem linken Fuß nachstoßen konnte.

Zweimal rammte ich meinen Fuß nach vorn. Die Bestie bekam die Tritte voll mit und kippte nach hinten. Sie fiel auf den Rücken, überschlug sich, ich rollte mich zur rechten Seite hin ab und suchte nach meiner entfallenen Beretta.

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß sich die Kreatur auf mich stürzen würde, das tat sie nicht. Sie rollte weiter und gelangte unter den Zug, wo sie blitzschnell weiterkroch und die andere Seite erreicht hatte, als meine Finger den Griff der Pistole umklammerten.

Ich hatte das Nachsehen. Bevor ich unter dem Zug hergekrochen war oder ihn umlaufen hatte, war der Werwolf sicherlich längst hinter einer anderen Deckung verschwunden.

Trotzdem versuchte ich es und jagte am Zug entlang, während in meinem Rücken ein böser Schmerz toste, denn die Schienenkante hatte mich doch hart erwischt.

Ich erreichte das Ende der Wagenkette und war ebenso schlau wie zuvor. Keine Spur von der Bestie.

Keuchend blieb ich stehen, hustete, drückte den Rücken durch und verzog dabei das Gesicht. Ich dachte auch über den Grund der Flucht nach. Normalerweise ließen sich Werwölfe eine solche Chance nicht entgehen. Die Furcht vor meiner Beretta hatte es sicherlich nicht sein können. Da mußte ein anderes Motiv dahinterstecken.

Ich konnte es mir auch vorstellen. Wahrscheinlich waren ihm seine Geiseln wichtiger.

Ich zog mich wieder in die Deckung des Zuges zurück und dachte daran, daß der Werwolf jetzt gewarnt war. Er wußte von seinem Verfolger. Hoffentlich drehte er jetzt nicht durch und tötete seine Geiseln. Dann war ich noch schuld.

Andererseits hätte ich den Mann nicht ohne Warnung laufenlassen können. Er wäre bestimmt erwischt worden.

»Mister!« hörte ich eine keuchende Stimme und drehte mich um.

Es war derjenige, den ich gerettet hatte. Noch immer stand der Schrecken auf seinem Gesicht. Er taumelte mir entgegen, ich stützte ihn ab und hörte seine keuchende Stimme.

»Verdammt, das wäre fast ins Auge gegangen…«

Ja, er hatte Glück gehabt. Das gab ich ihm auch zu verstehen.

Einige Sekunden lang mußte er sich einfach ausruhen, atmete scharf und heftig, bis er Gelegenheit fand, erste Worte zu sprechen. Er wollte mir danken. So verständlich dies auch sein mußte, ich dachte anders darüber, denn ich wollte Informationen bekommen.

»Wer sind Sie?«

»Ich heiße…« Ein Atemzug unterbrach seine Rede. »Mein Name ist Slick Espe.«

»Und wie kommen Sie hierher?«

Diesmal lachte er. »Das könnte ich eigentlich Sie fragen, denn ich bin der Lokführer dieses verdammten Zugs. Haben Sie verstanden, Mister? Der Lokführer!«

Das mußte ich verdauen. »Der Zug, den die Werwölfe gekapert haben?«

»Ja.«

»Wie geschah es?«

Ich bekam einen Bericht. Leider konnte er mir nicht sagen, wie es in den beiden Wagen aussah, aber die vier Leichen hatten schließlich für sich gesprochen.

»Wissen Sie denn, was die Bestien vorhaben?« erkundigte ich mich.

»Nein, sie können ja nicht reden. Befehle haben mein Kollege und ich schriftlich bekommen. Sie müssen zuvor niedergeschrieben worden sein.«

Ich nickte. »Kann man ungesehen an den Zug herankommen?«

»Ich glaube schon. In der Halle stehen genügend andere Wagen. Die können Sie als Deckung nehmen.«

So etwas hatte ich auch vor, denn jetzt mußte gehandelt werden.

Lange durfte ich nicht mehr warten. Jede weitere Minute, die ich zögerte, brachte für die Geiseln zusätzliche Gefahr.

So allein fühlte ich mich ein wenig auf einem verlorenen Posten.

Das blieb zum Glück nicht so, denn ich hörte Schritte, die sich schnell näherten.

Auch Slick Espe hatte sie vernommen, drehte sich und erschrak.

»Da kommt jemand…«
Es war Suko, meine Verstärkung. Ich winkte ihm zu, er beeilte sich nur mehr und sprang wie ein Känguruh über die Schienen.
»Sie kennen den Mann?« fragte Espe.
»Ja, er ist mein Freund.«
Der Lokführer bekam einen mißtrauischen Blick. »Wer sind Sie eigentlich, Mister?«
»Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard, spezialisiert auf Werwölfe.«
»Das ist doch ein Witz.«
»Nein, sonst wäre ich wohl nicht hier.« Suko war inzwischen neben uns stehengeblieben. Ich stellte auch ihn vor.
»Dann hat es sich also doch herumgesprochen«, flüsterte Espe kopfschüttelnd. »Und ich dachte immer, der Plan wäre geheimgewesen.«
»Schon Ascot hat ihn verraten.« Der Satz rutschte mir so heraus, und der Lokführer zuckte zusammen.
»Gerald Ascot?« fragte er mit leiser Stimme.
»Kennen Sie ihn?«
»Eigentlich nur als Werwolf. Aber er war derjenige, der wohl alles verraten hat.«
Slick Espe konnte es nicht begreifen. »Gerald ein Werwolf«, flüsterte er, »verdammt, das packe ich nicht. Das kriege ich einfach nicht unter.« Er hob die Schultern, »Da bin ich fertig.«
Suko sprach mich wegen der Frau an. »Da hast du dir ja ein Früchtchen an Land gezogen. Die tobt, bettelt und flucht. Sie hat mir alles versprochen, als ich kam.«
Ich winkte ab. »Das kenne ich. Bei mir hat sie es sogar mit einem heißen Strip versucht.«
»Leider war sie gefesselt.«
»Ja, die Frau ist ein richtiger Schuß. Aber sie sitzt hoffentlich noch so, wie ich sie zurückgelassen habe.«
»Klar.«
Der Lokführer wußte nicht, wovon wir sprachen. Es hatte auch keinen Sinn, ihm Fragen zu beantworten, wir mußten ihn zunächst aus der Schußlinie und in Sicherheit bringen. »Suchen Sie sich ein sicheres Versteck!«
Er nickte heftig. »Soll ich denn Hilfe holen? Vielleicht eine Polizeitruppe oder ein Einsatzkommando.«
»Um Himmels willen, machen Sie keinen Unsinn«, wehrte ich ab.
»Wir werden die Sache schon allein schaukeln.«
»Sie wollen…«
»Genau das. Und Sie gehen jetzt und drücken uns am besten die Daumen. Wir wissen ja inzwischen, wer sich alles in den Klauen der

Wölfe befindet, und darauf können wir uns einstellen.«

»Dann alles Gute«, flüsterte Espe noch und ging.

Ich schaute ihm nach, während ich zu Suko sprach. »Daß dieser Mann entkommen konnte, halte ich für einen Glücksfall. So wissen wir wenigstens, wie es sich abgespielt hat.«

»Was die Bestien im einzelnen vorhaben, weißt du nicht?«

»Nein, Suko. Ich rechne jedoch damit, daß sich alles um die beiden Botschafter dreht.«

Suko legte den rechten Zeigefinger auf den Nasenrücken. »Was, so frage ich mich, wollen die Bestien mit den beiden Männern? Sie sind keine Terroristen, keine Gangster, sondern dämonische Wesen, die nicht einmal Führerfunktionen aufweisen. Was wollen sie mit den beiden Botschaftern? Weshalb wurden die Männer von ihnen gekidnappt? Weißt du eine Antwort, John?«

»Nein, aber ich kann mir vorstellen, daß jemand hinter ihnen steht.«

»An wen denkst du?«

»Noch lebt Lupina.«

»Sie ist verschollen.«

Ich lächelte. »Wer sagt uns denn, daß sie dies immer bleibt? Außerdem gibt es andere. Fenris, zum Beispiel, der Urwerwolf. Ich habe von dieser Alexis Ascot einen uns bekannten Satz gehört. Bevor Menschen waren, gab es Wölfe. Diese Aussage hat mir zu denken gegeben. Wer so etwas weiß, muß von der Urmagie der Werwölfe gehört haben. Deshalb rechne ich mit Fenris als Leiter.«

»Oder Morgana Layton!«

Ich starrte Suko an. Natürlich, Morgana. Eine berückend schöne Frau, eine Mischung aus Mensch und Bestie, ein Zwitterwesen, das ich nicht einordnen konnte. Es lag schon etwas länger zurück, als wir sie aus der Werwolf-Schlucht befreit hatten. Dann aber war Fenris gekommen und hatte sie vor unseren Augen weggeschleift. Auch sie konnte geschickt worden sein, um diesen grausamen Plan durchzuführen, obwohl ich nicht so recht daran glauben wollte, denn ich hielt Morgana Layton nicht für schlecht. Sie war nur mehr eine Gefangene ihrer Zwänge und der verdammten Umstände, die uns umgaben.

Suko schlug mir auf die Schulter. »Wir sollten uns nicht zu lange mit fruchtlosen Diskussionen abgeben. Sehen wir zu, daß wir die Leute befreien können.«

Etwas wollte ich noch wissen. »Sag mal, wie hat eigentlich der Alte reagiert?«

Mein Freund grinste. »Sauer, sogar sehr sauer. Er fühlte sich auf den Arm und nicht für voll genommen. Wo er anrief, wußte man angeblich von nichts. Wenn ich nur wüßte, was die beiden Botschafter miteinander zu bereden hatten.«

»Das wird jetzt für sie nicht mehr wichtig sein.« Ich lud meine

Beretta nach und schaute auf die Halle. »Deckung gibt es genug für uns. Wir müssen nur nahe genug herankommen.«
»Ich wollte dir noch etwas sagen, John. Die Fenster besitzen übrigens Panzerglas. Keine Chance, da durchzukommen.«
»Das will ich auch gar nicht.«
»Was dann?«
»Als Kind habe ich immer davon geträumt, einmal Lokführer zu spielen. Jetzt werde ich das in die Tat umsetzen, den Zug in Bewegung zu setzen. Schließlich kann so ein Ding auch rückwärts fahren. Und dann bin ich gespannt, wie sich unsere Freunde verhalten…«
Nach diesen Worten bekam selbst Suko den Mund vor Staunen nicht mehr zu…

***

Man hatte die beiden Botschafter wieder zurückgeführt und ihnen auch erlaubt, etwas zu trinken. Mit Mineralwasser löschten die Männer ihren Durst, doch die würgende Angst in ihrer Kehle konnte sie damit nicht wegspülen.
Bewacht wurden sie von zwei Werwölfen, die sie ständigbeobachteten, ansonsten aber nichts taten.
»Wenn das noch länger dauert«, sagte der Russe, »wird meine Regierung Gegenmaßnahmen ergreifen.«
»Und wie sähen die aus?«
»Schlimm, verdammt schlimm. Die internationale Lage ist angespannt. Es kann sich keiner mehr erlauben, auszuscheren. Das ist geschehen, und man wird immer die Schuld beim Gastland suchen.«
»Sicher, nur ist das falsch.«
»Das wissen Sie, auch ich, aber wie sollen wir es den anderen mitteilen? Können Sie mir das verraten? Ohne Telefon, Fernschreiber und so weiter Ich sehe da schwarz.«
Der Engländer gab seinem Kollegen recht, ohne dies jedoch mündlich zu bestätigen. Auch er machte sich große Sorgen um die Zukunft, wobei er hoffte, daß von ihrer Entführung noch nichts nach draußen gedrungen war, denn noch war die abgemachte Zeit nicht um. Sie hatten das Gespräch bis zum anderen Tag angesetzt und sich etwa die Mittagszeit als Abschluß ausgesucht. Erst dann sollten die entsprechenden Regierungen über Ergebnisse informiert werden.
Der Engländer trank. Er starrte ins Leere und hörte kaum, wie sein russischer Kollege sagte: »Ihre Sorgen möchte ich nicht auch noch haben, mein Lieber.«
Der Mann aus England winkte ab. »Spielt das überhaupt noch eine Rolle, Wo wir hier festsitzen? Eigentlich müßten wir doch zusehen, hier mit heiler Haut herauszukommen.«
»Ja, das wäre schon wichtig.«

»Sehen Sie.«
»Trotzdem geht die Staatsräson vor.«
»Sie würden sich für Ihr Land opfern?«
»Wenn es sein muß – ja«, erwiderte der Russe nach einer Weile des Nachdenkens. »Ich gehöre noch zum alten Schlag. Die jüngeren denken da anders, aber ich habe den Aufbau nach dem Zweiten Weltkrieg miterlebt und weiß, was es bedeutet, für sein Heimatland einzustehen und dafür zu sorgen, daß Spuren verwischt werden, die der grausame Krieg hinterlassen hat.«
»Mir erging es übrigens nicht anders«, versicherte der Engländer.
»Dann wissen Sie ja, wie mir zumute ist.«
»Nur nicht so extrem.«
»Was heißt das denn?« Der englische Botschafter lächelte. »Ich bin durch und durch Diplomat. Noch haben wir die Gewalt nicht an unserem eigenen Körper gespürt. Ich hoffe, daß dies auch nicht eintritt und wir tatsächlich eine diplomatische Lösung finden.«
Dagegen sprach der Russe. »Sir, wir haben es hier nicht mit Menschen zu tun, sondern mit Bestien. Das sind keine verkleideten Terroristen oder Aufständler. Ich bin inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß es Werwölfe gibt, obwohl man mir dies schon einmal gesagt hatte, iches aber nicht hatte glauben wollen.«
»Wer war das denn?«
»Es liegt schon etwas zurück. Ein Landsmann von Ihnen war daran beteiligt. Damals kämpfte er in Sibirien gegen Werwölfe, die ein Lager besetzt hielten.«[2]
Der Engländer hatte auch davon gehört. Er schlug klatschend gegen seine Stirn. Einer der Bewacher hob sofort seinen pelzigen Schädel. »Ich kenne den Mann. Er heißt John Sinclair, ist Geisterjäger, und wir schickten ihn damals zu Ihnen. Das war aber mehr ein Geheimauftrag.«
»Wie dieser auch.«
»Sehr richtig. Und auch leider. Jetzt könnten wir einen Mann wie Sinclair gebrauchen. Der weiß, wo es langgeht und wie man mit diesen Bestien fertig wird.« Der Russe hob die Schultern. Er stand auf und nahm eine neue Flasche. Diesmal Wodka. »Wollen Sie auch einen?«
»Ja.«
Der Mann aus Rußland schenkte großzügig ein. Die Diplomaten hoben die Gläser und tranken sich zu. Beide konnten sehen, wie ihre Hände zitterten. Mit einem Schluck leerten sie die Gläser. Der Engländer schüttelte sich. »Daran könnte ich mich nie gewöhnen.«
Rauh lachte der Russe auf. »Wenn Sie in Rußland lebten, schon. Ich habe dieses Land schon mehrmals durchfahren. Von West nach Ost, von Nord nach Süd. Ich kenne die Hitze in den südlichen Provinzen

und auch die Kälte der Tundra. Gegen beides hilft Wodka, verlassen Sie sich darauf. Ich habe es feststellen können.«

»Das gleiche könnte ich Ihnen über Whisky erzählen. Ein Großonkel von mir hatte eine Destille nahe Glasgow. Er schuf ein edles Getränk. Einige Fässer aus seinem Erbe habe ich noch in meinem Keller. Sollten wir beide hier lebend wieder herauskommen, so verspreche ich Ihnen eines der drei Fässer. Dann können Sie das auf Ihrer nächsten Tundra-Tour mitnehmen und immer an mich denken.«

»Danke, Towaritsch. Darauf müssen wir einen trinken.« Die beiden Männer nahmen noch einen Schluck. Jeder von ihnen war in den letzten Minuten zu einem Fatalist geworden. Sie sahen ein, daß sie sich in ihr Schicksal ergeben mußten.

Dennoch umgab sie die Aura des Schreckens. Nur die Anwesenheit der Werwölfe sorgte dafür. Sie standen zu beiden Seiten der Tür. Ihre Blicke hatten sich auch während des Dialogs der Männer nicht verändert. Nach wie vor waren sie kalt, grausam und auch abschätzend auf die Opfer gerichtet.

Das Geräusch der auf den Tisch zurückgestellten Gläser klang in der Stille überlaut. Aus dem zweiten Wagen war ebenfalls kein Laut zu hören. Nicht einmal das Schluchzen der dort anwesenden Frauen. Bestimmt waren sie noch alle bewußtlos.

Aber von draußen hörten sie Schritte. Sie verstummten, die Tür wurde aufgerissen und auch die Köpfe der Diplomaten drehten sich dem Wageneingang entgegen.

Dort stand Gerald Ascot.

Er war wieder zurückgekehrt, nachdem man auf ihn geschossen hatte. Auch mußte er schnell gelaufen sein, das Fell dampfte regelrecht und verströmte einen noch penetranteren Geruch. Leicht geduckt und schleichend kam er auf die beiden Männer zu.

»Da muß etwas geschehen sein«, flüsterte der Engländer.

»Das Gefühl habe ich auch.«

Der Werwolf blieb vor ihnen stehen. Mit einer wilden Bewegung fetzte er die beiden Wodkagläser vom Tisch. Auch einige Papiere folgten.

Er starrte die Männer an. Der heiße Atem traf die Gesichter der Menschen. Reden konnte die Bestie nicht, allein ihr Ausdruck war für die Männer Drohung genug.

Unabhängig voneinander spürten der Engländer und der Russe, daß sich die Lage allmählich zuspitzte…

***

Auch für Suko und mich.

Wir beide waren unterwegs, um das Unmögliche möglich zu machen. Geiseln aus den Klauen wilder Werwölfe zu befreien, die sich in einem

Zug verschanzt hatten.

Bisher hatte ich den Zug nicht aus der Nähe gesehen. Auch in der Halle war es ziemlich finster. Wir hatten uns hinter einem Kühlwagen geduckt und sorgten dafür, daß sich unsere Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnten.

Da nur die Notbeleuchtung brannte und auch keine Chance bestand, daß irgend jemand die Beleuchtung einschaltete, fiel es uns sehr schwer, etwas zu erkennen.

Wagen, Loks, Gleise. Zwischen ihnen bewegten wir uns voran.

Ich hatte die Führung übernommen. Eigentlich brauchte ich nur eine Lok zu suchen, die vor zwei Wagen gespannt war.

Und die entdeckte ich auch. Der kleine Zug war bis zum Ende der Halle durchgefahren. Die Lok berührte sogar einen Prellbock, der dicht an der Wand seinen Platz gefunden hatte.

Ich blieb stehen, winkte Suko heran und deutete auf den Zug.

»Das ist er.«

»Und es brennt Licht in den Abteilen.«

Man mußte die Fenster von innen mit Vorhängen verdeckt haben, denn das Licht drang nur sehr schwach durch die Scheiben. Zu hören war ebenfalls nichts. Mir kam es vor, als würde über der Lok und den beiden Wagen eine Glocke des Schweigens liegen.

Leider stand der Zug ziemlich frei. Wenn wir in den Führerstand der Lok wollten, mußten wir es geschickt anstellen. Auf Zehenspitzen bewegten wir uns weiter.

Ich schnupperte und nahm den Geruch von Öl, Stahl und auch Eisen auf. Das trockene Gefühl in meinem Hals bekam ich einfach nicht weg, räuspern wollte ich mich nicht. Jedes leise Geräusch wurde in dieser Halle zu einer unüberhörbaren Schallkulisse.

Dicht an den beiden Wagen schlichen wir entlang. Wir hielten uns in deren Windschatten, duckten uns, wenn wir an Türen vorbeikamen und erreichten die Lok.

Ich betrat als erster den Führerstand, während Suko noch abwartete und mir den Rücken deckte.

»Alles klar«, meldete er wispernd.

»Dann komm.«

Auch er stieg ein. So vorsichtig, wie ich die Eisentür aufgezogen hatte, drückte er sie wieder zu. Nebeneinander blieben wir stehen, schauten uns an und atmeten auf.

Zugleich wischten wir uns die Stirn trocken. »Teil eins hat geklappt«, meinte Suko.

»War auch leicht.«

Der Chinese deutete auf das Armaturenbrett, das mir doch ein wenig fremd vorkam. »Willst du es wirklich versuchen, John?«

»Wenn wir schon mal hier sind.«

»Wir können auch wieder zurück.«

Ich winkte ab. »Daran glaubst du doch selbst nicht.« Gleichzeitig bückte ich mich und öffnete zwei Konsolentüren am Führerstand.

»Was suchst du?«

Meine Hand wühlte schon zwischen Papieren und Schnellheftern.

»Vielleicht gibt es so etwas wie eine Bedienungsanleitung.«

»Nerven hast du, das muß man dir lassen.«

Ich ging auf Sukos Bemerkung nicht ein und schlug die Hefter auf. Das war nur Fachliteratur. Da ging es um Bahnrecht, Streckenführung, auch Gerichtsurteile waren aufgeführt worden, aber eine technische Anleitung für die Inbetriebnahme der Lok fand ich nicht.

Suko schaute sich derweil das Pult an. Er sah die Hebel und Schalter, eine Elektronik, die überwachte und für den Laien verwirrend wirkte.

»John, ich weiß es.«

Ich kam wieder hoch. Suko deutete auf das Schaltpult. Hebel und Knöpfe in verschiedenen Farben sah ich und einen Schaltplan…

»Schau dir das mal an.«

In den nächsten Minuten gingen wir beide die Möglichkeiten durch. Irgendwie einigten wir uns auch, und der Inspektor nickte mir zum Abschluß aufmunternd zu.

»Dann versuch dein Glück.«

Ich will keinen Leser mit technischen Einzelheiten langweilen, jedenfalls wußte ich, daß ich mit dem Schaltrad, das die Geschwindigkeit steuerte, vorsichtig umgehen mußte.

»Auf jeden Fall mußt du schnell starten, John«, flüsterte mein Freund. »Wir müssen das Überraschungsmoment ausnutzen. Eine andere Chance sehe ich nicht.«

Suko nickte heftig. »All right, John, dann fahr.«

Ich räusperte mich. Meine Kehle war wie zugeschnürt. Schweiß lag auf meinen Handflächen, ich hörte das Herz lauter schlagen. Das hier war eine Sache, die mich vor verdammt große Probleme stellte.

Lieber waffenlos gegen drei Zombies als so etwas.

Ich spürte einen kalten Luftzug über meinen Nacken fließen. Suko hatte die Tür geöffnet, ohne daß ein Laut entstanden war. Der Wind kühlte mich ein wenig ab, gleichzeitig fror ich auch.

»Ich bleibe so!« flüsterte mir mein Partner zu. »Wenn sie aus dem Wagen springen, schieße ich.«

»Gut.«

Jetzt kam es darauf an. Noch einmal ging ich die Stationen durch.

Noch nie hatte ich eine Lok in Bewegung gesetzt. Höchstens als Kind die Spielzeugeisenbahn.

Ich zwang mich zur Ruhe. Die Spannung stieg, als ich der Maschine den Saft gab. Im nächsten Moment durchlief ein Zittern die Maschine, daß ich vor meiner eigenen Courage erschrak.

Suko war stolz auf mich. »John, wir fahren!«

***

Plötzlich war alles anders. Die beiden Diplomaten, die damit gerechnethatten, daß sie der Werwolf in seiner Wut angreifen würde, saßen ebenso steif da, wie die Bestien standen.

Etwas Unheimliches war geschehen.

Der Zug fuhr.

Und dann noch zurück!

Aus dem Maul des zuletzt gekommenen Wolfs drang ein wütendes wildes Heulen, als er auf der Stelle kehrtmachte und den ersten Wagen so rasch wie möglich verließ.

»Glauben Sie an Wunder?« fragte der Engländer.

Der Russe nickte. »Mittlerweile ja. Von selbst fährt wohl kein Zug an – oder?«

Der englische Botschafter schüttelte nur den Kopf und horchte auf die brüllenden Geräusche, die aus dem anderen Wagen drangen.

Dort tobte die Bestie, und sie hatte sich ausgerechnet Morton Gamber ausgesucht.

Der Werwolf besaß zwar keine menschliche Sprache, er war auch kein Mensch, dennoch konnte er fühlen, ahnen und auch gewisse Zusammenhänge erkennen. Und die sah er in diesem Augenblick.

Morton Gamber saß auf einem Stuhl, als die Bestie in den Wagen stürmte. Sie schäumte im wahrsten Sinne des Wortes, da vor ihrem weißen Gebiß der Geifer sprühte.

Ihr Blick pendelte sich auf Gamber ein.

Dann war sie bei ihm. Sogar den Artgenossen hatte sie zur Seite gestoßen und riß den Mann hoch.

Morton wußte kaum, wie ihm geschah. Er hing im Griff der Bestie fest, die ihn wie eine Puppe einfach herumdrehte und auf die Außentür des Wagens zudrückte.

Eine Pranke brauchte das Untier nur einzusetzen. Mit der anderen riß sie die Tür auf.

Obwohl der Zug nicht sehr schnell rollte, den Bereich der Halle aber schon verlassen hatte, wehte der Fahrtwind in den Wagen. Und es war auch gefährlich, bei dieser Geschwindigkeit abzuspringen.

Daran dachte der Werwolf nicht. Er selbst schaffte so etwas leicht, und der Mensch?

Gamber spürte den harten Stoß, der ihn an der Wirbelsäule traf.

Für einen winzigen Moment hatte er noch die Hoffnung, sich retten zu können, dann stürzte er nach vorn und sah die anderen Gleise rasend schnell auf sich zukommen.

Er schlug auf.

Sein Schrei übertönte das Knacken der beiden Zähne, die ihm beim

Aufprall gegen die Schienenkante verlorengingen. Er wollte sich zwar noch herumwälzen, da spürte er schon den Druck des Werwolf-Körpers auf seinem Rücken.

Gleich darauf riß die Bestie ihn hoch und preßte ihre Pranke gegen seine Kehle.

Derjenige, der den Zug fuhr, mußte die Botschaft verstehen.

Wenn er nicht anhielt, würde der Werwolf die Kehle des Mannes mit seiner Pranke durchstoßen…

***

Verdammt, der Zug fuhr! Wir hatten es tatsächlich geschafft. Das Zittern der Lok übertrug sich auch auf mich! Hinzu kam meine Nervosität, aber ich riß mich zusammen. Nur nicht aufgeben.

Der Zug fuhr zurück, bockte zwar gelegentlich, aber er fuhr, mehr konnte man eigentlich nicht verlangen.

Starr schaute ich durch die abfallende Scheibe nach vorn und sah unter mir das Schienenpaar hinweghuschen. Auch die Wände der Halle glitten vorbei, so daß ich mich allmählich wieder beruhigte, weil mir die Eindrücke vertraut vorkamen.

»Es ist alles klar, John!« hörte ich Suko sprechen. »Keine Panik. Wir haben alles im Griff.«

Auf dem sinkenden Schiff, fügte ich in Gedanken hinzu und hoffte, daß es tatsächlich so laufen würde, wie Suko es vorausgesehen hatte. Wenn es brenzlig wurde, konnte ich die Lok auch stoppen, das war für mich das Hauptproblem.

Hoffentlich ging alles in Erfüllung, was wir uns wünschten. Die Werwölfe mußten längst bemerkt haben, was sich da tat, und ich wartete auf eine Reaktion.

Noch erfolgte sie nicht. Nahezu unnatürlich ruhig blieb es. Ich vernahm allein die Fahrgeräusche, die schwächer wurden, als wir den Bereich der lauten Halle verließen.

Jetzt befanden wir uns schon auf freiem Gelände. Auf dem Nebengleis standen einige Wagen. Sie huschten wie ein langer, kompakter Schatten vorbei.

Da warnte mich Suko. »John, es geht los!«

Ich zuckte unter dem Klang seiner Stimme zusammen. »Was ist geschehen?«

Der Inspektor gab mir noch keine Antwort. Ich hörte ihn scharf atmen, dann ein »Verdammt« flüstern, und schon kam die Lagebeschreibung, die mir das Blut ins Gesicht trieb.

»Er hat ihn rausgeworfen! Jetzt springt er hinterher!«

Mein Freund brauchte nicht mehr weiterzureden, denn ich sah es jetzt selbst, da die Lok den Ort des Geschehens passierte.

Slick Espe hatte mir von seinem Kollegen erzählt, der ein Gefangener

der Bestien war. Ihn hatten die Werwölfe nach draußen geschleudert, und einer von ihnen war direkt hinterher gesprungen, hielt den Mann im Griff und hatte eine Pranke so vor seine Kehle gelegt, daß mir der Zweck dieser Haltung schon beim ersten Blick klarwurde.

Er wollte den Mann killen!

Was sollte ich tun?

Ich warf einen Blick über die Schulter zurück. Vielleicht wußte Suko einen Rat.

Mein Partner handelte schon. Er sprang in dem Augenblick aus dem fahrenden Zug, als ich ihn ansprechen wollte. Wenig später rollte ich an seinem Körper vorbei, und jetzt mußte ich das tun, was ich eigentlich nicht so schnell vorgehabt hatte.

Bremsen!

Es war wie beim Anfahren. Auch das Bremsen geschah nur mehr stotternd und abgehackt, aber ich bekam den verdammten Zug zum Stehen, verließ den Steuerstand und war mit einem Satz an der offenen Tür des Ausstiegs.

Der nächste Sprung brachte mich ins Freie. Neben der Lok blieb ich stehen, wollte zurücklaufen, als ich das fürchterliche Gebrüll hinter mir vernahm.

Auf dem Absatz drehte ich mich.

In der offenen Tür des zweiten Wagens schauten die beiden Werwölfe hervor. Und sie hatten sich eine verdammt gute Position ausgesucht, denn Geiseln befanden sich in ihrer Gewalt.

Es waren zwei ohnmächtige, wehrlose Frauen!

Im Nu stand die Lage wieder auf der Kippe. Unser Sieg war nur mehr ein vorläufiger gewesen, weil die Gegner einfach zu kalt und abgebrüht reagiert hatten.

Das wußte auch Suko.

Er war gekonnt aus dem fahrenden Zug gesprungen und auch so glücklich aufgekommen, daß er sich nichts verstaucht hatte. Nachdem er sich abgerollt hatte, stand er gleich wieder auf.

Überdeutlich waren die beiden so unterschiedlichen Lebewesen zu sehen. Der Mensch steckte voller Angst. Umklammert wurde er von einem gefährlich aussehenden Werwolf, dessen rechte Pranke mit den ausgefahrenen Krallen direkt auf seinen Hals wies und ihn sicherlich mit einem Schlag durchstoßen konnte, wenn Suko sich falsch bewegte.

So blieb er stehen.

Auch der Werwolf und sein Opfer waren gewissermaßen erstarrt.

Nur etwas vernahm Suko. Der Zug fuhr noch, die rollenden Geräusche begleiteten ihn, aber auch die Lok mit den beiden Wagen mußte sehr schnell stoppen. Sie waren hinter dem Chinesen zur Ruhe gekommen. Suko hörte auch, wie sein Freund John Sinclair ins Freie sprang. Helfen konnte er ihm nicht.

Ruhe kehrte ein.

Sie war unnatürlich und von keinem gewollt, aber jeder von uns mußte sich darauf einstellen.

Ich hörte die Stimme meines Partners. »Wie sieht es bei dir aus, John?«

Mein Blick fiel auf Sukos Rücken. »Schlecht.«

»Ebenfalls.«

Jetzt meldete sich der Lokführer. »Tun Sie nichts!« flehte er, »sonst bringt diese Bestie mich um. Die zerschlägt mir den Hals. Da kennt sie nichts.«

»Keine Sorge!« hörte ich Suko sprechen. »Sie werden Ihr Leben nicht verlieren.« Er wandte sich wieder an mich. »Siehst du etwas von den anderen Bestien?«

»Ja, sie stehen in der Tür. Zumindest zwei von ihnen. Jeder hat eine Frau als Geisel.«

»Dann kommen wir schlecht raus.«

»So ist es.«

Ich wußte tatsächlich nicht, was ich noch unternehmen sollte. Ich kannte die Brutalität und Gefährlichkeit der Werwölfe. Hinzu kam eine gewisse Raffinesse, denn sie hatten ihren Trieb unter Kontrolle.

Das heißt, sie töteten nicht, wie es eigentlich zu ihnen gepaßt hätte.

Wie normale Gangster nutzten sie eiskalt ihre Chance und hielten Geiseln in ihren Klauen. Unser Plan war somit null und nichtig geworden.

Meines Erachtens hatten die Werwölfe irgend etwas vor Augen.

Ein großes Ziel möglicherweise, denn das reine Sitzen im Zug hatte sie nur mehr in eine Sackgasse geführt.

Leider besaßen sie die besseren Karten. Uns blieb nichts anderes übrig, als zunächst abzuwarten.

In der Nacht und bei Vollmond hatten sie sich in die Bestien verwandelt. Ich kannte das Spiel genau. Wenn die Sonne aufging, mußten sie sich wieder in normale Menschen zurückverwandeln, falls sie den alten magischen Ritualen folgten. Davon konnte ich ausgehen, wenn ich allein das Mädchen Laura als Basis nahm.

Die Bestien sprachen nicht. Aber sie gaben uns auch so bekannt, was sie vorhatten.

Der Werwolf, der den Lokführer in seinen Klauen hielt, reagierte zuerst. Er drehte den Mann so herum, daß dieser mit seinem Gesicht gegen die Lok schaute.

Das hieß im Klartext: einsteigen und wieder abfahren. Nur besser, als ich es getan hatte.

So etwas gefiel uns überhaupt nicht. Ändern konnten wir vorläufig daran nichts. Ein paarmal war Sukos rechte Hand zum Gürtel gezuckt, wo seine Peitsche steckte. Sie zu ziehen und das magische Wort Topar

zu rufen, hatte keinen Sinn. Die fünf Sekunden Zeitspanne hätten einfach nicht ausgereicht, um alle Geiseln zu befreien.

Dazu war die Entfernung zwischen den einzelnen Personen viel zu groß. Zumindest den beiden Frauen wäre es sehr schlecht ergangen.

Wir blieben weiterhin Statisten.

Und der Werwolf tat genau das, was wir von ihm erwarteten. Er schob seine Geisel vor. Beide gingen in Richtung Zug. Nur hatte die Bestie ihre Pranke noch näher an den Hals des Mannes gebracht, so daß die Krallen bereits das Fleisch berührten.

Zuerst passierten die beiden den regungslos dastehenden Suko. In dessen Gesicht arbeitete es. Seine Haut besaß einen bläulichen Schimmer, da sie in das Streulicht einer Laterne geraten war. Auch erkannte ich das Bewegen seiner Mundwinkel.

In ihm mußte sich die gleiche Hölle abspielen wie in meinem Innern. Eine Hölle der Hilflosigkeit.

In der Stille waren die Schritte beider genau zu vernehmen. Der Werwolf ging geschmeidig, seine Geisel langsam, viel steifer. Ich hatte das Gefühl, als wollte sie sich nach jeder Bewegung gegen den Boden stemmen, um sich doch nicht zu trauen.

Suko ließ sie ziehen. Wenig später gerieten sie in meine Nähe. Ich konnte das Gesicht des Mannes besser erkennen. Von Slick Espe wußte ich, daß sein Kollege Morton Gamber hieß. Er stand unter einemungemein starken Druck. Ich fragte mich schon, ob er überhaupt in der Lage sein würde, den Zug zu fahren.

Er ging vorbei. Mich bedachte er mit einem letzten Blick. Angst, Hoffnung und Verzweiflung las ich darin. Die Augen wirkten wie zwei starre Steine.

Sie gingen vorbei. Weil ich sie nicht aus den Augen lassen wollte, drehte ich mich ebenfalls, blickte ihnen nach und sah, daß sie neben der Lokomotive stehengeblieben waren.

Noch einmal drehte die Bestie den Kopf. Sie trug noch immer die blaue Hose. Ich glaubte mich zu erinnern, daß ich auch ihren Namen kannte. Gerald Ascot, »Alexis« Mann.

Er verstand mich, das wußte ich. Deshalb sagte ich aus Berechnungfolgenden Satz. »Schönen Gruß von Alexis!«

Die Bestie zuckte zusammen. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als wollte sie ihre Geisel loslassen. Neben der Lok standen sie und wirkten trotz ihrer Größe im Vergleich zu dem Koloß der Technik klein. Ich war noch nicht fertig und fügte etwas hinzu.

»Laura lebt übrigens nicht mehr. Sie ist vernichtet worden…«

Ich hatte sehr laut gesprochen. Auch die anderen Mitglieder des Clans sollten die Worte hören.

Suko hatte sie ebenfalls vernommen. Er beschwerte sich bei mir.

»Bist du denn wahnsinnig, John? Willst du, daß die verfluchten

Bestien durchdrehen?«

»Nein, aber es muß vorangehen. Sie sollen erfahren, daß auch wir uns wehren können.«

An der Tür, wo die Werwölfe mit den beiden weiblichen Geiseln standen, sah ich eine Bewegung. Beide Unholde zogen sich mit ihren Geiseln zurück, dafür tauchte der vierte auf und sprang aus dem Wagen.

Ich wurde das Gefühl nicht los, daß sich mein Plan allmählich bezahlt machte. Ich hatte die Gegner durch meine Worte gereizt und herausgefordert, jetzt mußten sie etwas unternehmen.

Der vierte Werwolf tat ungefähr das, was ich erwartet hatte. Er deutete auf mich, dann auf die offene Wagentür.

Das Zeichen war klar. Ich sollte einsteigen.

Einen Versuch machte ich noch und schüttelte den Kopf.

Die Bestie fauchte wütend. Aus dem Wagen vernahm ich einen schrillen, hohen Schrei.

Da wußte ich Bescheid. Wenn ich der Aufforderung nicht nachkam, sollte eine Geisel getötet werden.

»War es das, was du wolltest?«

»So ähnlich.«

»Dann gib nur acht.«

»Klar, Alter. Wichtig ist, daß du weißt, wo ich mich befinde.« Ich lachte. »Dann wollen wir mal.« Wohl fühlte ich mich nicht, aber ich hatte mein Ziel erreicht, in die Nähe der Geiseln zu gelangen. Und so ging ich langsam vor.

Mehrere Augen beobachteten mich. Es traute mir wohl keiner über den Weg. Spannung um den abgestellten Zug herum hatte sich noch mehr verdichtet. Ein jeder schien auf einen Ausfall meinerseits zu warten, aber ich tat keinem den Gefallen, sondern ging auf den Wagen zu, in dessen offener Tür vorhin noch die Geiseln gestanden hatten.

Jetzt war sie frei.

Bevor ich einstieg und schon ein Bein auf das Trittbrett gesetzt hatte, warf ich noch einen Blick zurück – und hatte das Gefühl, in einer anderen Situation zu sein.

Suko war verschwunden!

Dieser Teufelskerl hatte die Gunst des Augenblicks tatsächlich genutzt und sich verzogen, als sich alle Augen auf mich konzentrierten. Das war sicherlich ein Vorteil.

Ich konnte mir nur mühsam ein Lächeln verbeißen, stieg endgültig ein und kam von der kühlen Luft draußen in eine widerlich riechende. Es war der typische Werwolf-Gestank, der mich da umwehte. Ein widerlicher, auf den Magen schlagender Geruch, der mir einen Brechreiz »bescherte«. Wahrscheinlich war ich gezwungen, mich auch an ihn zu gewöhnen, je nach dem, wie lange die Fahrt dauerte.

Ich sah die beiden Frauen. Sie hingen wie Puppen in den Armen der Bestien. Inzwischen waren sie erwacht und sahen aus, als wollten sie jeden Augenblick anfangen zu schreien.

Auch Männer entdeckte ich. Sie waren zu jung, um Botschafter sein zu können. Dunkelblau trugen sie. Die Berufskleidung des mittleren Managements. Jetzt lagen sie auf dem Boden und rührten sich nicht mehr. Wunden entdeckte ich an ihren Körpern nicht.

Wo waren die eigentlichen Personen, um die es ging? Die mußten sich im ersten Wagen befinden. Ich sah auch den Durchgang zwischen den beiden Wagen, warf noch einen letzten Blick nach draußen, bevor die Tür zugeworfen wurde, und erkannte dort, daß auch der zweite Lokführer nebst seines dämonischen Bewachers verschwunden war.

Es würde also bald losgehen.

Mich hatte man sicher. Wahrscheinlich wußte man auch, daß ich bewaffnet war, aber man tat nichts dagegen, denn die Geiseln gaben Sicherheit genug. Und so ließ man es auch zu, daß ich die Verbindungstür zwischen den beiden Wagen aufriß, um in den vorderen zu gehen.

Hinter mir vernahm ich allerdings schleichende Schritte. Bei einem schnellen Blick zurück erkannte ich die Bestie, die mich auch hergebracht hatte. Sie war wohl mein Bewacher.

Sollte sie auch.

Irgendwann würde, so hoffte ich, ihre Aufmerksamkeit nachlassen. Dann konnte ich sie mir mit einem schnellen Schuß oder dem Kreuz vom Halse halten.

Soweit war es noch nicht. Erst mußte ich mich nach den beiden Botschaftern umsehen, in der Hoffnung, daß sie noch am Leben waren, was ich sehr stark hoffte.

Wir gingen vor. Der Werwolf blieb so dicht hinter mir, daß er mich fast berührte. Gern wäre ich herumgefahren und hätte ihm gezeigt, was eine Harke ist. Leider bestand für die Geiseln ein zu großes Risiko.

Ein Vorzimmer erreichte ich, damit auch eine andere Welt, die man in dem Wagen wohl kaum vermutet hätte. Sie sah aus wie ein kleines Sekretariat. Ich mußte es durchqueren, um dorthin zu gelangen, wo sich die Botschafter aufhielten.

Ich wartete mit dem Öffnen der Durchgangstür und schaute zurück. Dicht hinter mir stand die Bestie. Jetzt hätte ich sogar eine Chance gehabt, sie zu erledigen, statt dessen starrte ich in die grausamen Raubtieraugen und gegen die feuchte Schnauze. Ich roch die Ära des Schreckens, die dieses Wesen verbreitete, und spürte die Kälte auf meinem Rücken allmählich nach unten rieseln.

Ich öffnete.

Es war eine gepolsterte Tür, die mir bisher den Weg versperrt hatte.

Dahinter lag ein elegant eingerichtetes Salonabteil, wie es sich eben für zwei hohe Politiker gehörte, wenn diese auf Reisen gingen.

Meine erste Befürchtung bestätigte sich nicht. Ich sah keinen der Politiker in seinem Blut am Boden liegen oder schon von einem Werwolf so angegriffen, daß er selbst zur Bestie geworden war.

Statt dessen hockten die beiden älteren Herren in Sesseln und schauten mir mit blassen Gesichtern entgegen.

Ich hatte den englischen Botschafter, der eigentlich in Moskau residierte, bei einem Empfang einmal kurz kennengelernt, wußte aber nicht, ob er sich noch an mich erinnerte. Humor besaß der Mann schon, denn er begrüßte mich mit beinahe lässigen Worten.

»Kommen Sie ruhig rein, mein Freund. *Wir* beißen nicht.«

»Danke, das habe ich bereits festgestellt.«

Nicht nur ich betrat das Abteil, auch der Werwolf schob sich hinter mir in den Salonwagen, huschte aber zur Seite und blieb so stehen, daß er uns drei im Auge behielt.

»Wissen Sie, wer wir sind?« fragte mich der Engländer.

»Ja, ich hörte davon.«

Der Mann lächelte. »Dann sind Sie nicht ganz zufällig hier erschienen, Mister…«

»Nein, Sir, bestimmt nicht.« Ich nickte auch dem Russen zur Begrüßung zu, der mich ein wenig skeptisch betrachtete.

Der Engländer streckte seinen Arm aus und wies auf mich. »Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe das Gefühl, Sie schon einmal gesehen zu haben. Mein Personengedächtnis ist ziemlich gut. Sagen Sie mir nur Ihren Namen, junger Mann.«

»Sinclair. John Sinclair!«

***

Der Arm des Botschafters fiel nach unten. Ich hörte das klatschende Geräusch, als seine Hand auf dem Oberschenkel landete, und dann strömte nur ein Wort über seine Lippen. »Ach.«

»Ja, Sir, ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard.« Das konnte ich ruhig offen zugeben, da die Werwölfe bereits über mich Bescheid wußten.

Der Engländer drehte sich in seinem Sessel und schaute den russischen Kollegen an. »Sehen Sie, Towaritsch, wir haben irgendwie Glück gehabt. Sprachen wir vorhin nicht noch über diesen Mann und daß er es sein könnte, der uns hilft?«

»Tatsächlich.«

»Und jetzt ist er da.«

Mich überraschte der Dialog dieser beiden Männer. Überhaupt überraschte mich die gesamte Situation. Ich hatte eigentlich zwei Personen erwartet, die vor Furcht fast vergingen, aber diese beiden

hatten sich mit der Lage abgefunden. Und nicht nur das. Wenn ich mir so die Wodkagläser betrachtete, die am Boden lagen, hatten sie sogar das Beste aus ihrer Situation gemacht. Sie waren tatsächlich nervenstark. Wahrscheinlich mußte man das wohl sein, um Politiker zu werden.

»Sorry, Sir«, sagte ich. »Aber Sie haben mich verwundert. Wie ist es möglich, daß Sie über mich redeten?«

»Ganz einfach. Wir redeten über gewisse Dinge, die sich in der Vergangenheit zugetragen haben. Da kam uns ein Abenteuer in den Sinn, das sie in Rußland erlebt haben. Damals kämpften Sie doch auch gegen Werwölfe und ähnliche Dämonen. Dieser Fall hat sich herumgesprochen. Die Russen baten uns um Hilfe. Sie flogen nach Sibirien und erledigten dort Ihren Job zur vollsten Zufriedenheit…«

»Das ist wahr.«

»Also sagte ich zu meinem Kollegen, daß Sie uns hier fehlen würden, um die Lage in den Griff zu bekommen. Sie haben ja auch die Queen vor diesen Bestien gerettet.«

»Im Moment allerdings bin ich nicht so optimistisch wie Sie, Gentlemen. Auch ich kann mich als Gefangener betrachten. Mein Freund Suko und ich hatten versucht, die Bestien zu überlisten, es gelang uns nur zum Teil. Nun sind sie wieder an der Reihe.«

»Wir hörten, daß draußen etwas geschah, konnten aber leider nichts erkennen. Nun ja, wir leben und sind auch irgendwie gespannt, wie es weitergeht. Haben Sie schon einen Plan?«

»Natürlich. Es muß uns gelingen, alle Geiseln zu befreien. Sie können sich noch relativ frei bewegen, den andern ergeht es nicht so. Ihre beiden Sekretärinnen sind von den Bestien ebenso überwältigt worden, wie auch die anderen Männer.«

»Leben alle noch?«

»Ja.«

Dem Botschafter fiel ein Stein vom Herzen. Bei der nächsten Frage verdüsterte sich sein Gesicht. »Ich habe eine Eskorte von vier ausgebildeten Männern des Sonderkommandos bestellt…«

»Sir«, unterbrach ich ihn. »Die Männer sind tot. Daran sehen sie, wie sehr die Werwölfe zuschlagen. Sie können so brutal sein, wie man es als normaler Mensch kaum für möglich hält. Von einem Augenblick zum anderen kann sich ihr Verhalten ändern. Daran sollten auch Sie beide denken, falls sie sich noch in einer trügerischen Sicherheit befinden.«

Der Botschafter lächelte. »Gut gesprochen, Sinclair. Sie hätten sogar Diplomat werden können. Wenn man Sie beim Yard nicht mehr haben will, melden Sie sich ruhig bei mir. Vielleicht habe ich noch einen Job für Sie. Ist ja alles möglich.«

»Kann sein.«

»Aber jetzt würde ich gern wissen, wie es weitergeht?« Zum erstenmal hatte sich der Russe gemeldet.
»Noch bin ich ebenso schlau wie Sie, Sir. Aber man hat den zweiten Lokführer gezwungen, in den Führerstand zu steigen. Wahrscheinlich werden wir wieder fahren.«
»Gibt es zwei Lokführer?« fragte der Russe überrascht.
»Das ist Vorschrift«, erklärte der Engländer. »Was ist denn mit dem anderen geschehen? Hat man ihn getötet?«
»Nein, er konnte entkommen und uns sehr wertvolle Informationen geben.«
Der Botschafter lachte. »Das ist gut, Sinclair, sehr gut. Ich sehe die Lage nicht mehr als so schlimm an. Um in der Diktion eines Diplomaten zu bleiben, würde ich sagen: sie entspannt sich allmählich. Oder was sagen Sie?«
»Ich wäre dafür, zunächst einmal abzuwarten.«
»Sicher, Sinclair.« Er nickte und fragte plötzlich: »Ach so, möchten Sie einen Wodka oder einen Whisky? Manchmal soll ein guter Schluck ja Wunder bewirken.«
»Danke für das Angebot, Sir, aber auf dieses Wunder möchte ich mich nicht verlassen.«
Der Engländer lachte leise. »Kann ich sogar verstehen, Sinclair.«
Dann stutzte er. Auch mir war etwas aufgefallen. Durch den kleinen Zug lief ein so typisches Vibrieren.
Es gab nur eine Erklärung.
Wir fuhren wieder!

***

Suko war es tatsächlich gelungen, die Gunst des Augenblicks für sich zu nutzen. Die Werwölfe hatten sich auf die neue Lage einstellen müssen und behielten nur mehr seinen Freund John Sinclair im Auge. Für ihn interessierte sich keiner.
Das war gut.
Langsam ging er zurück. Er stand ungefähr in gleicher Höhe mit der Lok und bewegte sich rückwärtsgehend noch näher auf die große Maschine zu.
Dann wagte er es.
Nur eine huschende Bewegung war von ihm zu sehen. Kaum ein Geräusch entstand, und kein Werwolf hatte gesehen, wie Suko verschwand, um die Zugmaschine herumlief und auf die andere Seite des kleinen Zuges gelangte, wo er für einen Moment so stehenblieb, daß seine Beine von einem der Räder gedeckt wurden.
Auch wer jetzt unter dem Wagen herschaute, würde es schwerhaben, ihn zu entdecken.
Suko hatte etwas Bestimmtes vor. Seinen Freund John Sinclair wollte

er nicht allein auf die Reise gehen lassen. Er selbst aber wollte auch nicht so schnell erwischt werden, deshalb gab es für ihn nur eine Möglichkeit. Er mußte auf das Dach.

Suko lief leichtfüßig zum zweiten Wagen. Dort schaute er an der äußeren Fassade hoch. Sie war ziemlich glatt, nur an den Fensterumrissen befanden sich einige Vorsprünge, wo er sich abstützen konnte.

Suko überlegte nicht mehr lange. Er wußte nicht, wann der Zug abfuhr und kletterte dort hoch, wo sich die Tür befand. Da hatte er einen guten Startplatz erwischt.

Suko war sehr gelenkig, stets im Training. Er schnellte sich ab, konnte sich auch am Rand des gebogenen Dachs festhalten und hatte für einen Moment Furcht, wieder abzurutschen.

Er überwand dieses Hindernis trotz der Feuchtigkeit, die die Kühle der Nacht auf das Dach gelegt hatte. Und er atmete auf, als er bäuchlings oben lag.

Einfach würde es nicht werden, die Balance zu halten. Im Kino sah das immer gut aus, aber in Wirklichkeit mußte man schon sehr aufpassen und um das Gleichgewicht kämpfen, wenn der Zug fuhr.

So wartete der Inspektor. Er hatte die bestmöglichste Stellung ausgesucht. Breitbeinig und breitarmig lag er da, so konnten ihn auch leichte Erschütterungen nicht mehr vom Zug stoßen.

Noch fuhren sie nicht. Er konzentrierte sich auf die außen aufklingenden Geräusche. Hörte Worte, vernahm auch Schritte, eine Tür schlug zu, und dieses Geräusch hatte für den Inspektor etwas Endgültiges an sich.

Noch ein paar Sekunden mußte er warten.

Dann war es soweit.

Der Zug fuhr an. Und zwar rückwärts. Auch der auf dem Dach liegende Suko wurde zunächst durchgeschüttelt, er erholte sich aber bald wieder.

Der Chinese fragte sich natürlich, wo die Reise enden würde. Er konnte sich ein Ziel nicht vorstellen und glaubte auch nicht daran, daß die Wölfe mit ihren Geiseln wieder den Weg zurückfahren würden, den sie gekommen waren. Es hatte sich einfach zu viel verändert. Außerdem neigte sich die Nacht dem Ende zu. Am Tage konnten die Bestien nicht mehr als Wölfe auftreten, da würde es wieder eine rückläufige Verwandlung geben und sie zu normalen Menschen werden lassen. So war es eben mit ihrer gefährlichen Doppelexistenz.

Auch wenn der Zug nicht schnell fuhr, spürte Suko den Wind, der an seiner Kleidung zerrte und über seinen Kopf strich. Zudem brachte er noch etwas anderes mit.

Einen bestimmten Geruch, den der Inspektor zuerst nicht einordnen

konnte, bis ihm einfiel, daß es genauso am Ufer der Themse roch.

Da sich Suko an die neuen Gegebenheiten allmählich gewöhnte, wurde er ein wenig forscher. Zwar blieb er nach wie vor auf dem Dach liegen, wo er sich mit den Handflächen abstützte, aber er riskierte es und hob den Kopf an, um rechts und links am Dach nach unten auf die Schienen schauen zu können.

Die blanken Gleise begleiteten ihn. Manchmal liefen sie nur mehr parallel, dann wiederum zweigten sie ab wie die Finger einer Hand, um sich irgendwo wieder zu finden und dann weiterzulaufen.

Suko spürte das Schütteln der Wagen, wenn sie über wenig gut verschweißte Schienenstellen fuhren. Noch immer rollten sie rückwärts, und Suko rechnete damit, daß sie das Gelände dieses nahe am Fluß liegenden Bahnhofs bald verlassen würden.

Er irrte sich.

Sie blieben im Bereich des Bahnhofs, und auch für Suko sehr überraschend stoppte der Zug plötzlich.

Der Inspektor kniete sich hin. Er konnte sich nicht vorstellen, was die Werwölfe ausgerechnet hier auf dem Gelände noch wollten. Da gab es nur Schienen, Signale und flaches Gelände.

Nichts für Werwölfe…

Als er den Kopf nach links drehte und über die Gleise hinwegblickte, sah er trotz der nur wenig erhellten nächtlichen Finsternis in der Ferne ein noch dunkleres Band, auf dem hin und wieder Lichtreflexe glitzerten.

Das war die Themse.

Suko hatte den Gedanken kaum verarbeitet, als abermals ein Ruck durch den Zug ging.

Er rollte an, lief auf eine Weiche zu, die so gestellt war, daß er nach links fahren konnte.

Jetzt stand die neue Richtung fest. Werwölfe und ihre gefangenen Menschen rollten auf die Themse zu.

Und wie ging es dann weiter?

Eine Frage, auf die Suko keine Antwort wußte, weil er dieses Gelände, in dem er sich bewegte, überhaupt nicht kannte. Er war seit seiner Ankunft in London vor einigen Jahren noch nie auf diesem Bahnhof gewesen.

Das Tempo blieb gleich. Der Zug rollte langsam, aber sicher dem Ufer entgegen. Irgendwann in den nächsten beiden Minuten mußte er es erreicht haben, und wenn die Werwölfe nicht in den Fluß fahren wollten, mußten sie den Zug stoppen.

Suko war gespannt, wie und wo das genau geschah.

Noch mußte er sich gedulden. Er sah mehrere Gleiskörper in die gleiche Richtung laufen und riskierte es wieder, sich auf die Knie zu stemmen.

Das Ziel war bereits zu sehen.

Die Gleise dort liefen aus. Wie auch in der Halle vor gewaltigen Prellböcken. Dahinter lag direkt ein großer Kai, an deren Mauer auch Schiffe festgetäut waren.

Sollte eines der Boote das endgültige Ziel der Werwölfe sein?

Möglich war alles.

Suko legte sich wieder flach auf den Bauch. Er wollte auf den letzten Yards nichts mehr riskieren, aber seine innerliche Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde…

***

Die beiden Botschafter waren ebenso überrascht wie ich, daß wir auch weiterhin rückwärts fuhren. Nur der uns beobachtende Werwolf rührte sich nicht vom Fleck.

»Ich verstehe das Spiel nicht«, sagte der Russe mit seiner etwas hart klingenden Aussprache. »Irgend etwas müssen Sie doch mit uns vorhaben, verdammt.«

»Warten Sie es ab.« Sein englischer Kollege gab sich gelassen. Er hockte im Sessel und hatte die Beine ausgestreckt. Fehlten nur noch das Glas Whisky in der Hand und die Zigarette.

Ich war stehengeblieben, und zwar so, daß ich alle im Auge behalten konnte. Angst um meine Person spürte ich nicht, denn die Bestien hatten mir meine Waffen gelassen. Ob aus Nachlässigkeit oder aus ihrer Sicherheit heraus wußte ich nicht zu sagen, jedenfalls würde ich mich gegebenenfalls zu wehren wissen, wie ich es schon bewiesen hatte.

Ich dachte über den Bewacher nach. Ihn mußte ich als ersten aus dem Weg schaffen. Fragte sich nur, wie ich das anstellen sollte, ohne daß die anderen etwas davon mitbekamen.

Mit einem Schuß sicherlich nicht. Das Kreuz reagierte lautlos und auch vernichtend. Nur würde der Unhold nicht still sterben und seine Todesschreie durch den Zug schicken.

Wie ich es auch drehte und wendete, zu einem Resultat kam ich nicht.

Als der Russe plötzlich aufstand, zuckte auch die Bestie zusammen. Sie ging einen Schritt vor. Es sah so aus, als wollte sie sich auf den Mann stürzen, der ihr ziemlich gelassen entgegenschaute, zum eingebauten Schrank ging und ein neues Glas hervorholte, das er mit einem kräftigen Schuß Wodka füllte.

Zum Trinken kam er vorerst nicht. Gerade als er es an die Lippen setzen wollte, stoppte der Zug. Da der Russe stand und überrascht wurde, verlor er auch das Gleichgewicht, taumelte vor, fiel gegen seinen Sessel, ließ das Glas aber nicht los, dafür schoß der Wodka fontänenartig aus der runden Öffnung.

Der Mann aus Rußland fluchte, bevor er sich hinsetzte.

Ich hatte mich halten können, auch der Werwolf, und wir alle warteten gespannt, wie es weitergehen würde.

»Ist die Reise schon wieder beendet?« fragte der englische Botschafter und schüttelte den Kopf. »Allmählich sollten sich unsere Freunde etwas anderes einfallen lassen.«

Nun, das lag an ihnen, und sie ließen sich auch etwas einfallen. Jedenfalls startete der Zug wieder.

Diesmal in die entgegengesetzte Richtung.

Der Engländer nickte. »Wir scheinen uns allmählich dem richtigen Ziel zu nähern.« Er blickte mich dabei an. »Und wo könnte das liegen, Oberinspektor?«

»Lassen Sie mich überlegen.«

»Bitte.«

Meine Gedanken glitten zurück in die nahe Vergangenheit. Ich dachte an unsere Herfahrt, rekonstruierte im Geiste noch einmal alles, sah praktisch das Gelände des Bahnhofs vor mir und kam zu dem einzig möglichen Schluß.

So wie wir jetzt fuhren, mußten wir genau auf die Themse zurollen. Etwas anderes war nicht möglich.

»Das Ziel ist die Themse«, sagte ich.

»Meinen Sie wirklich?«

»Ja. Ich habe mir alles vorgestellt und rekonstruiert. Schließlich bin auch ich hergefahren.«

»Aber nicht mit dem Zug.«

»Nein, Sir, mit meinem Wagen.«

»Über die Schienen?« spottete er.

»Das wohl kaum. Es gibt eine Straße, die praktisch parallel zu den Gleisanlagen führt. Auf der bin ich gefahren.«

»Gut.«

Der Russe blieb stumm. Er schaute den Werwolf an. Manchmal schüttelte er den Kopf, als könnte er alles, was er hier erlebte, noch nicht fassen und verarbeiten.

Ich aber dachte an Suko. Mein Freund hatte sich klammheimlich verdrückt. Ich kannte ihn lange und gut genug, um zu wissen, daß er nicht geflohen war. Wahrscheinlich hielt er sich in der Nähe auf.

Zu Fuß konnte er einen fahrenden Zug schlecht verfolgen, auf dem Trittbrett ebenfalls nicht mitfahren, und es blieb eigentlich nur eine Möglichkeit.

Das Wagendach!

Unser Bewacher wurde unruhig. Er blieb nicht mehr so still stehen und wechselte hin und wieder seinen Standort. Dabei trat er von einem Bein auf das andere, öffnete auch sein Maul, zeigte die Zähne, sprühte sogar Geifer und drehte sich schließlich der Abteiltür zu.

Genau in dem Augenblick, als wir stoppten.

Ich hatte sogar den leichten Ruck festgestellt, der sich von der Lok aus durch die beiden Wagen fortpflanzte. Deshalb rechnete ich damit, daß wir wieder vor einem Prellbock standen.

Irgendwo im Zug knackte und knisterte es noch. Etwas bewegte sich immer. Dann wurde es ruhig.

Es war die Stille vor dem Sturm. Auch ich spannte mich innerlich und sah, daß sich auch der englische Botschafter steif hingesetzt hatte. »Jetzt bin ich mal gespannt!« flüsterte er.

Das war ich nicht minder. Vor der Abteiltür vernahm ich Geräusche. Es waren Schritte, die nicht von einem Menschen stammten, da sich diese anders anhörten.

Noch in das Echo hinein, wurde die Tür mit einem heftigen Seitenzug aufgerissen.

Im Rechteck stand die Bestie, schaute in das Abteil und ließ ein drohendes Knurren hören.

»Ich glaube, das war eine Aufforderung«, sagte mein Landsmann, schaute den Russen an und erhob sich aus seinem schweren Ledersessel. »Kommen Sie auch, Towaritsch, sonst werden die Bestien noch ärgerlich.«

Der Russe erhob sich ebenfalls. Er war blaß geworden und hatte gleichzeitig rote Wangen bekommen.

Ich durfte als erster gehen.

Von vier gelben Raubtieraugen wurde ich beobachtet. Ich kam mir dabei vor, wie in die Zange genommen. Wären jetzt nicht die anderen Geiseln gewesen, hätte ich die Waffe gezogen und zweimal gefeuert. So aber mußte ich mich fügen und rechnete auch damit, allmählich am Ende dieser Werwolf-Spur angelangt zu sein.

Wenn sie ihr endgültiges Ziel erreicht hatten, was geschah dann mit den Menschen?

Diese Frage bedrückte mich. Ich wußte keine Antwort zu geben.

Wurden die Geiseln noch gebraucht? Die beiden Botschafter bestimmt, die anderen jedoch nicht.

Das sah ich klar und realistisch. Es hatte keinen Sinn, sich etwas vorzumachen.

Die zweite Bestie trat zur Seite, so daß ich über die Schwelle in das vorn liegende Abteil gehen konnte. Da sah ich auch die restlichen Bestien.

Sie kümmerten sich um die Personen, die aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht waren.

Fünf waren es.

Drei Männer und zwei Frauen. Der Lokführer befand sich mittlerweile auch dabei.

Eine Frau war von einem Werwolf gepackt worden. Eine

dunkelhaarige Person mit einer Wunde an der Stirn. In ihren Augen las ich die Angst. Die Kostümjacke war zum Teil zerrissen.

Auch die Bluse hatte ein wenig abbekommen.

Die Tür stand offen.

Ich roch es nicht nur, ich hörte es auch. Es war das Rauschen des Wassers, wenn es gegen die beiden Uferhälften schlug. Ein so typisches Geräusch, das den gesamten Lauf der Themse begleitete.

Ich mußte aussteigen.

Als ich nach unten sprang, auf einem angedeuteten Bahnsteig landete und zur Seite trat, folgte mir jemand wie ein Schatten. Es war Gerald Ascot, der seine Pranke in meinen Kragen schlug und mich so festhielt. Jetzt hätte ich wieder die Beretta ziehen, herumfahren und feuern können.

Ich ließ es bleiben, da ich die anderen Menschen nicht in Gefahr bringen wollte.

Sie verließen der Reihe nach den Zug. Streng bewacht von den haarigen Bestien, die keinen Schritt von ihrer Seite wichen und sie sogar noch festhielten.

Zuletzt verließen die beiden Botschafter den Zug. Der Russe schwankte leicht. Er hatte sich bei seinem englischen Kollegen eingehakt. Möglicherweise hatte er dem Wodka doch zu stark zugesprochen. Diese verdammte Situation konnte man auch nur leicht angetörnt ertragen, sonst wurde es wirklich grausam.

Auf diesem provisorischen Bahnsteig blieben wir stehen. Ich hielt nach Suko Ausschau, sah ihn leider oder zum Glück nicht. Zudem hütete ich mich, einen Blick in Richtung Wagendach zu werfen. Ich wollte die Werwölfe nicht noch auf Ideen bringen.

Wir alle waren versammelt, und gemeinsam wurden wir in die Richtung gedrückt, in die wir zu gehen haben.

Das Ziel lag in meinem Blick.

Es war das Flußufer, besser ein breiter Kai mit einer Anlegestelle für Schiffe.

Im Monat März holte man die Ausflugsboote wieder hervor. Sie wurden durchgecheckt, frisch gestrichen und für die neue Saison vorbereitet, die im April begann.

Solche Schiffe sah ich. Wir standen aber noch zu weit entfernt, so daß nur mehr die hellen Aufbauten über die Kaimauer hinwegschauten. War eines dieser Boote vielleicht unser Ziel?

Es lag durchaus im Bereich des Möglichen und wäre auch nicht schlecht gewesen, denn wer hätte die beiden entführten Botschafter schon auf einem noch nicht fahrbereiten Ausflugsboot vermutet?

Kaum jemand. Selbst die größten Trickser vom Geheimdienst nicht. Der Bahnsteig führte direkt auf eine Sperre zu, die das Bahngelände von den Kais trennte. Die Sperre war zwar verschlossen, ein Hindernis

bedeutete sie aber nicht.
Wir waren die einzigen Personen. Der Wind frischte nahe am Wasser immer auf. Kalt fuhr er gegen uns, ich spürte ihn auf der Haut, hörte das Rauschen des Wassers und mußte als einer der ersten die Sperre überklettern. Wir ließen den Zug zurück.
Er war zu einem Stück schrecklicher Vergangenheit geworden, die Zukunft lag dicht vor uns, eben das Schiff.
Hinter mir hörte ich die leisen Stimmen der Gefangenen. Auch die Frauen hielten sich gut. Keine von ihnen weinte, ein jeder trug sein Schicksal mit Fassung.
Und ich dachte an meine Waffen. Irgendwann mußte es einfach eine Möglichkeit geben, sie einzusetzen. Zu lange durfte ich nicht mehr warten. Allmählich bekam ich das Gefühl, daß es keine günstige Gelegenheit mehr geben würde.
Ich schämte zurück, ohne mein Schrittempo zu vermindern. Was ich zu sehen bekam, war nicht gerade ermutigend. Drei Werwölfe hatten die Menschen in ihre Mitte genommen. Wenn sich eine der Geiseln falschbewegte, würde sie sofort getötet.
Ich konnte das Risiko nicht eingehen. Mir blieb nichts anderes übrig, als weiterhin auf eine günstige Gelegenheit zu hoffen oder sie zu suchen.
Wir schritten quer über den Kai. Bis auf uns war es menschenleer.
Vor uns dümpelten die Ausflugsboote. Sie lagen mit dem Bug gegen die Strömung. Zwischen zwei von ihnen befand sich jedesmal ein Steg, über den die Passagiere die Schiffe betreten konnten.
Ich zählte sie schnell.
Es waren acht weiß gestrichene Boote von unterschiedlicher Größe. Für welches sich die Bestien entschieden hatten, bemerkten wir erst ziemlich spät, als wir, uns schon dicht vor der Kaimauer befanden. Wir wurden ein wenig nach rechts dirigiert und steuerten das zweitletzte Boot in der Reihe an.
Es gehörte nicht zu den größten und war für Tagesfahrten gebaut.
Übernachten konnte man auf ihm nicht.
Die Bestie stieß mir ihre Pranke so hart in den Rücken, daß ich nach vorn stolperte und erst am Ende des Stegs zum Stehen kam.
Ich ging weiter vor. Das Boot befand sich links von mir. Seine weißgestrichene Reling bewegte sich im Rhythmus der anrollenden Wellen leicht auf und nieder.
Eine ebenfalls hell gestrichene Kette versperrte uns den Zugang zum Schiff. Auch sie war kein Hindernis.
Ich blickte zurück.
Hatte ich jetzt eine Chance?
Nein, die verfluchten Bestien hielten sich einfach zu dicht bei ihren Geiseln auf. Selbst mit Sukos Stab hätte ich keine Chance gehabt, so

blieb mir nichts anderes übrig, als weiterhin darauf zu warten, daß etwas geschah.

Gerald Ascot war es, der sich an mir vorbeischob und die Kette hochhob. Er blieb in geduckter Haltung stehen und beobachtete uns scharf. Ich verstand die Aufforderung, nickte und setzte mich in Bewegung. Nach zwei Schritten schon stand ich vor dem großen Deckaufbau, wo man schon die breiten Bänke hingestellt hatte, auf denen die Fahrgäste sich bei schönem Wetter sonnen konnten.

Im Freien wollte ich nicht bleiben. Es gab auch geschlossene Aufbauten. Sie bedeckten gut zwei Drittel der Bordfläche. Durch einen offenen Eingang betrat ich den als Restaurant eingerichteten Raum, mußte ihn durchqueren, bis ich zu einem Niedergang gelangte.

Hinter mir hörte ich die Stimmen der anderen. Der englische Botschafter fluchte, Morton Gamber wurde vorgestoßen, und ich sah sie in meine Nähe kommen.

Noch immer wurde mir keine Chance eröffnet, die Werwölfe zu besiegen. Es war zum Heulen. Sie hatten die Trümpfe in der Hand und behielten sie auch.

Und dann erwischte mich der Hieb.

Ich hätte besser auf Gerald Ascot achten sollen, anstatt die anderen zu beobachten. Jedenfalls hatte er die Gunst der Sekunde ausgenutzt, und gegen den Treffer hatte ich keine Chance.

Die Wucht schleuderte mich zurück. Ausgerechnet dort war der verdammte Niedergang. Ein Teppich lag nicht auf den Stufen, so bekam ich deren volle Härte zu spüren, als ich mich überschlug und das Gefühl bekam, in jeder Sekunde von mehreren Hieben getroffen zu werden.

Wo oben oder unten war, konnte ich nicht feststellen. Ich hörte noch Schreie und hoffte, daß die verdammte Raserei so rasch wie möglich ein Ende finden würde.

Ja, sie hatte ein Ende.

Noch einmal hüpfte ich, bevor ich mich zweimal auf flachem Boden überschlug und noch immer mit beiden Händen meinen Kopf schützte. Hier unten brannte kein Licht. An Deck sorgte die Kaibeleuchtung nochfür halbwegs gute Sichtverhältnisse, im Schiff aber kam ich mir wie in einem Tunnel vor.

Und mir ging es dreckig.

Mit schmerzenden und angeschwollenen Knochen hatte ich Mühe, wieder auf die Beine zu kommen, aber das wollte mein Bewacher nicht. Mit einem gewaltigen Sprung überwand er fast die Hälfte der Treppe und war dann über mir.

Er schlug seine Kralle in meine Kleidung. Ich wollte mich wehren und versuchen, den hinter mir Stehenden mit einem Judowurf über die Schulter zu schleudern, als er mich schon packte, hochhievte und

gegen die Wand schleuderte.

Das war ein Hammer.

Wieder wurde ich durchgeschüttelt. Wenn der Werwolf so weitermachte, bekam er mich klein. Mich wunderte es sowieso, daß er mich noch nicht umgebracht hatte und seinem Trieb nachgekommen war.

Ich fühlte mich wie ein Pudding. Aber ich wollte mich nicht fertigmachen lassen. Diese verdammte Dunkelheit machte mir nur zu schaffen. Kraftvoll fuhr ich herum, wobei ich mal nicht auf meine schmerzenden Knochen achtete.

Nur die Augen sah ich, die Pranke nicht.

Und sie traf mich wieder, bevor es mir überhaupt gelang, an das Kreuz oder die Beretta heranzukommen.

Der Schlag gegen die Brust raubte mir die Luft. Ich flog zurück, fand plötzlich keinen Widerstand im Rücken, und meine umherschlagenden Arme hieben ins Leere.

Am dumpferen Klang meiner eigenen Schritte erkannte ich, daß ich in einem engen Raum gelandet sein mußte. Es war stockdunkel.

Mein eigener Körper hatte die Tür auf gestoßen, die wieder geschlossen wurde, als ich auf dem Boden lag.

In absoluter Finsternis. Wie in einer Höhle kam ich mir vor, aber ich wußte, daß ich in irgendeinem Lagerraum gelandet war. Mit der Atmung hatte ich leichte Schwierigkeiten. Vorsichtig saugte ich die Luft durch die Nase ein, spürte Schmerzen in der Brust und konnte auch ein leises Stöhnen nicht vermeiden.

Man hatte mich auf verdammt harte, dennoch elegante Weise aus dem Verkehr gezogen. Und die Bestien waren mit den Geiseln allein. Sie hatten freie Bahn.

Der Gedanke daran ließ mich die eigenen Schmerzen vergessen.

Eigentlich war nur ich durch den Besitz meiner Waffen in der Lage, die Menschen zu befreien.

Dieser Gedanke gab mir Kraft. Zum Teufel mit meinen eigenen Schmerzen, ich mußte hier raus.

Auf die rechte Seite drehte ich mich, weil ich mich so besser abstützen konnte. Bis auf die Knie ließ man mich kommen, als ich aus der Dunkelheit eine Stimme vernahm, die mich höhnisch ansprach.

»Weshalb willst du dich quälen, Geisterjäger? Bleib so hocken, das ist besser…«

Ich blieb tatsächlich in der Haltung, denn die verdammte Stimme hatte mich getroffen wie ein Tiefschlag.

Ich kannte sie.

Wußte, wer gesprochen hatte. Lupina, die Königin der Wölfe!

***

Sie sahen zu, wie John Sinclair den Treffer mitbekam, ihn nicht wegstecken konnte und fast wie ein Geschoß die Stufen des langen Niedergangs nach unten rollte. Er schlug mit den Schultern gegen die Kanten und verschwand schließlich im Dunkel des Schiffsbauchs.

Der Werwolf folgte ihm mit rasanten Sprüngen. Aus der Tiefe hörten die Zurückgebliebenen noch die stöhnenden und klatschenden Geräusche, als man den Geisterjäger zusammenschlug.

Dann wurde es still.

Auch der Werwolf erschien nicht mehr, aber drei dieser Bestien reichten auch aus.

Sie hatten die sieben Personen eingekreist und zusammengedrängt wie eine Herde ängstlicher Schafe. Selbst der englische Botschafter hatte seinen Humor verloren. Auf seinem Gesicht lag ebenso eine Gänsehaut, wie auf den Gesichtern der anderen.

Der Russe stand neben ihm und hatte die Hände geballt. Durch offene Türen und Ritzen pfiff unangenehm kühl der Wind. Er brachte die Kälte der Nacht und des Wassers mit.

Mittlerweile war der frühe Morgen angebrochen. Allmählich würde auch das Leben in London erwachen. Ein neuer Tag stand vor der Tür. Für die sieben Gefangenen aber konnte er den Tod bedeuten.

Interessant waren die beiden Botschafter. Anscheinend hatten die Werwölfe genaue Order bekommen, denn ausgerechnet die beiden älteren Männer pickten sie sich aus der Gruppe hervor.

Bevor sich die Menschen versahen, wurden sie gepackt. Eine Bestie übernahm dies und schleifte sie weg. Wehren konnten sich die Männer nicht. Die Griffe der Kreaturen waren einfach zu hart.

Die anderen schauten ihnen nach.

»Wie bei einer Hinrichtung!« flüsterte einer der Sekretäre und schüttelte sich.

Der andere nickte nur.

Die dunkelhaarige Frau sagte nur: »Hören Sie doch auf!«

»Aber es ist doch so.«

»Dann behalten Sie es wenigstens für sich.«

»Schon gut.« Der Mann schwieg.

Wohin die beiden Botschafter geschafft wurden, wußte keiner der Zurückgebliebenen zu sagen. Jedenfalls kamen sie nicht wieder zurück. Die anderen blieben unter Beobachtung der Bestien, die sie schleichend umkreisten.

Das Tappen ihrer Füße auf den Deckplanken war zu hören. Jeder Laut schien die Menschen einem gewaltsamen Tod näher zu bringen.

Die Angst saß ihnen im Nacken.

Sie schauten einander an. Jeder wollte erkennen, wie es dem anderen ging. Ein Ausdruck beherrschte ihre Augen.

Furcht!

Angst vor der weiteren Zukunft. Sie erlebten etwas, das es eigentlich nicht geben konnte. Diese Bestien waren wie ein Blitz in ihr Leben getaucht. Wer über Werwölfe ein wenig Bescheid wußte, der konnte sich ausmalen, daß ihnen höchstens noch Minuten blieben, um zu überleben.

Die Bestie, die die beiden Botschafter abgeführt hatte, kehrte wieder zurück.

Sofort schaute jeder nach, ob an ihrer Schnauze oder im dichten Fell Blut klebte. Es war nichts zu sehen.

Der dritte Werwolf schloß den Kreis. Wie die anderen schaute er die Menschen der Reihe nach an.

Da verlor die dunkelhaarige Sekretärin die Nerven. Sie hieß Linda Long, hatte Familie zu Hause und dachte daran, daß sie erst Jahre alt war. »Ich will nicht sterben!« brüllte sie. »Verdammt noch mal, was wollt ihr von uns, ihr Bestien?«

Das bekam sie gleich darauf zu spüren.

Der Werwolf sprang vor.

Und diesmal packte er richtig zu!

***

Suko kam sich vor wie ein Eisklumpen, als er auf dem Dach des Wagens lag. Zum Glück dauerte die Fahrt nicht zu lange, sonst wäre er da oben tatsächlich noch festgeklebt.

Er hatte sich nicht gerührt und nur beobachtet. Zum Glück brannten auf dem Kai die Laternen, so daß er die auf das Schiff zulaufenden Menschen erkennen konnte.

Gegen die Dunkelheit und manchmal auch im helleren Kreis der Lichtinseln hoben sich ihre Konturen hin und wieder scharf ab. Jede Bewegung konnte der Chinese verfolgen, und er erkannte auch darinihre Angst, die sie umklammert hielt.

Sie schritten dahin wie zu ihrer eigenen Hinrichtung.

Suko schüttelte sich, als er daran dachte. Er spürte in seinem Magen den Klumpen. Um John Sinclair machte er sich keine großen Sorgen, der war bewaffnet, konnte sein Leben verteidigen, nur mußte man sich fragen, ob es ihm auch gelang, die anderen zu retten.

Das stand in den Sternen.

Suko wartete nicht so lange, bis die Gruppe den Steg erreicht hatte, sondern löste sich vorher aus seiner unbequemen Lage. Er war froh, sich wieder bewegen zu können.

Bevor er seinen luftigen Beobachtungsplatz verließ, hatte er gesehen, welches der Schiffe sich die Bestien als Ziel ausgesucht hatten.

Es war das zweitletzte von rechts.

Das genau würde auch Sukos Ziel sein.

Der Inspektor winkelte die Beine an. Das gleiche geschah mit den

Armen. Er spürte die Steifheit, die die Kälte mitgebracht hatte. Diese Temperaturen knapp über dem Gefrierpunkt konnten einem Menschen schon zu schaffen machen.

Er rutschte bis an den Rand des Wagendachs. Dort blieb er für einen Moment liegen, schaute nach unten, drehte sich, so daß er mit den Füßen zuerst gegen den Boden zeigte und sprang.

Er hatte sich noch Schwung gegeben, da er nicht auf einer Bahnschwelle oder Schotter landen wollte, wo er sich möglicherweise noch seinen Fuß verstauchte.

Der Chinese kam gut auf.

Sofort lief er wieder hinter den Zug, wo er mit dem Schatten verschmolz. Nein, die anderen hatten ihn nicht gesehen. Statt dessen sah er sie. Das Schiff hatten sie schon erreicht. Der Reihe nach stiegen sie an Bord.

Suko wartete so lange, bis alle verschwunden waren. Erst dann begab er sich an die Verfolgung.

Sein erstes Ziel war klar. Es mußte ihm einfach gelingen, die Geiseln von Bord zu bekommen. Und wenn sie in das kalte Wasser sprangen. Es war ja nur für einen Moment und zudem in Ufernähe.

Das Deck lag zum Teil auch frei. Dementsprechend gestaltete sich auch die Aussicht von Bord bis hin zum Kai.

Freie Sicht!

Für Suko war es ein Risiko, diese Strecke zu überqueren. Etwas anderes blieb ihm leider nicht übrig.

So schnell wie möglich huschte er über die glatte Fläche. Er vermied auch die Lichtinseln der Lampen, wurde selbst zu einem Schatten und erreichte schon bald den Rand des Kais, wo der Steg begann.

Jetzt wurde es kritisch.

Natürlich hatte es Suko sehr eilig. Er wollte aber nicht früher auffallen als unbedingt nötig, und so hatte er sich blitzschnell für einen anderen Plan entschlossen.

Nicht auf dem normalen Weg wollte er an Deck des Schiffes gelangen, er wollte einen anderen, den etwas schwierigeren nehmen.

Suko mußte über die anderen Schiffe sich dem Ziel nähern.

Zwei ließ er dabei zwischen sich und dem Boot, auf dem sich alle befanden.

Er bewegte sich auf Zehenspitzen und kletterte auf den ersten Kahn. Stille umhüllte ihn. Ebenso leise wie vorhin schlich er weiter.

Die Aufbauten nahm er als Deckung, sprang auf das zweite Schiff und wurde noch vorsichtiger, da er sich jetzt auf dem bewegte, das direkt neben dem Ziel lag.

Es war größer als das andere. Auf dem Schiff gab es mehrere Kabinen.

Entsprechende Pfeile wiesen darauf hin. Suko schlich über das Deck

in seiner Breitseite. Er hatte die Augen wegen der herrschenden Dunkelheit weit geöffnet. Noch nahmen ihm die Aufbauten den größten Teil der Sicht, denn weder die Werwölfe noch ihre Geiseln waren zu entdecken.

Der Wind strich gegen ihn, wühlte die Haare hoch. Er hörte das Klatschen des Wassers, das typische Rauschen der Themse und sah auch die blitzenden Reflexe auf der dunklen Oberfläche.

Vertraute, nächtliche Flußgeräusche. Noch schlief der Verkehr der Millionenstadt. Nicht mehr lange, dann fuhren die ersten Wagen, auch auf dem Strom würde das Leben erwachen.

Bis dahin mußte alles erledigt sein.

Und viel Zeit blieb dem Chinesen nicht.

Damit die beiden Schiffe nicht außenbords gegeneinander scheuerten, befanden sich zwischen den Bordwänden dicke Reifen, die jeden Stoß dämpften.

Noch befand sich Suko auf dem anderen Schiff. Die Reling hatte er erreicht. Dort duckte er sich auch. Seine Blicke beobachteten das Ziel.

Es war in der Dunkelheit schwer, die Personen auszumachen. Sie befanden sich in dem als Restaurant eingerichteten Deckaufbau. Hin und wieder bemerkte Suko einen Schatten hinter dem Glas.

Es wurde auch gesprochen, das hörte der Chinese genau. Leider verstand er kein Wort, bis zu dem Augenblick, als eine der Frauen plötzlich durchdrehte.

Sie schrie.

Jetzt konnte Suko hören.

Sie wollte nicht sterben, sie kämpfte dagegen an, und Suko sah den Schatten, der sich löste und zum Sprung ansetzte.

Das konnte nur eine Bestie sein.

In diesem Moment dachte auch der Chinese nicht mehr an seine Sicherheit. Es galt nur noch, die Menschen zu retten…

***

Linda Long hatte lange genug durchgehalten. Dieses Schreien mußte einfach kommen, aber sie hatte nicht damit gerechnet, mit welch einer Gnadenlosigkeit das Untier von Werwolf reagierte, denn die Bestie war viel schneller, als sie gedacht hatte.

Plötzlich war sie bei ihr.

Und sie schlug zu. Linda kippte zu Boden. Plötzlich drehte sich alles vor ihren Augen. Sie hörte außer ihrem Schrei auch noch die der anderen, und ihr Blickfeld wurde plötzlich von dem gewaltigenfallenden Körper des Werwolfs eingeengt.

Dann prallte er auf sie.

Zum erstenmal hatte die Frau einen so direkten Kontakt mit dem Untier. Sie nahm seinen gräßlichen Geruch wahr, und sie spürte die

Pranken, die sich durch die Kleidung schlugen und auch ihre Haut zerfetzten. Dann sah sie die Zähne.

Schreien konnte sie nicht mehr.

Es war furchtbar. Der Werwolf kam seinem Trieb nach, und Linda Long starb vor den Augen der völlig entsetzten und entnervten anderen Geiseln.

Als die Bestie sich aufrichtete, wurde es für einen Moment still.

Zwischen ihren Pranken hing noch ein Stoffetzen. Aus dem Maul drang ein mörderisches Knurren, und die anderen beiden Bestien suchten sich bereits ihre Opfer aus.

Es war die Ruhe vor dem Sterben, die plötzlich unterbrochen wurde, denn ein dumpfer Laut war zu hören – und ein Schuß.

Nur der Lokführer hatte zufällig in die Richtung geschaut, aus der das Geräusch aufgeklungen war. Er hatte auch das Mündungsfeuer im Dunkeln leuchten sehen und erkannte dann, wie der mordgierige Werwolf zusammenzuckte und sich in seinem Gesicht etwas veränderte, da ihn die Kugel dort getroffen hatte.

Er taumelte zur Seite. Den Kopf drückte er in den. Nacken, das Maul war weit aufgerissen, und ein schauriges Heulen drang daraus hervor. Er heulte auch noch, als er schwer auf die Planken fiel und mit den Pranken wild um sich schlug.

Die beiden anderen Bestien hatten die Lage sofort richtig eingeschätzt und gedankenschnell die Stellung gewechselt. So war es Suko nicht möglich gewesen, auch die anderen beiden zu erwischen, da sie schon in einer Deckung lagen.

Er kam wie ein rächender Geist aus der Finsternis. Selbst die Geiseln wurden überrascht und rechneten damit, noch einen Werwolf zu sehen. Doch Suko beruhigte sie.

Sie hörten seine menschliche Stimme, die schreiend über das Deck hallte.

»Weg, verschwindet von hier! Und wenn ihr ins Wasser springt! Ihr müßt das Boot verlassen!« Während Suko die Befehle gab, drehte er sich im Kreis. Seine Augen blitzten, er hoffte nur, daß die anderen seine Forderung verstanden und sie auch so reagierten, wie er es für richtig hielt.

Ja, sie verschwanden.

Es war der Lokführer, der die Nerven behalten hatte. Morton Gamber packte die zweite Frau, riß sie einfach mit sich, wobei es ihm egal war, daß sie einen Schuh verlor und mit dem bestrumpften Fuß über die rauhen Decksplanken schleifte.

Gemeinsam mit ihr sprang er auf den Weg. Suko hörte sie wegrennen, und endlich kam auch Bewegung in die anderen Personen.

Sie nahmen den gleichen Weg. Suko lief noch ein kurzes Stück hinter ihnen her, bis er sicher sein konnte, daß auch sie ohne

Schwierigkeiten auf dem Steg gelandet waren.

Dann ging er zurück.

Und er stoppte plötzlich, als wäre er vor eine Mauer gelaufen. Die schwarzhaarige Frau sah er vor sich liegen.

Sie war tot.

Zu einem Werwolf würde sie nicht mehr werden, diese Bestie hatte einfach zu hart zugebissen und sie schrecklich zugerichtet.

Suko ballte die freie linke Hand. Er war zu spät gekommen, das hatte er eingesehen, aber er würde sich die beiden Bestien holen, das war so sicher wie der Schnee im letzten Winter.

Auf der Stelle drehte er sich.

Vom Kai her wehten noch die Stimmen der Flüchtenden zu ihm herüber. Auch sie verwehten allmählich.

Es wurde still.

Suko rechnete nach. Drei Werwölfe hatte er an Deck gesehen.

Einerwar unter seiner Kugel gefallen, blieben noch zwei, die irgendwo im Dunkel lauerten.

Aber wo steckte der vierte? Und wo befand sich sein Freund John Sinclair? Auch von den beiden Botschaftern hatte er noch nichts gesehen. Das war ihm doch ein wenig suspekt und gefiel ihm überhaupt nicht. Suko hatte plötzlich das Gefühl, in diesem Spiel ein Außenstehender oder nur eine Randfigur zu sein.

Wo sollte er mit der Suche anfangen?

Das Schiff war nicht besonders groß. Verstecke gab es aber genug, auch im Bauch des Kahns.

An das Rauschen der Themse und an das der ans Ufer klatschenden Wellen hatte er sich gewöhnt. Und er hörte plötzlich andere Geräusche. Gleichzeitig mit dem heftigen Klopfen auch Stimmen.

»Verdammt noch mal, was ist da los? Wir müssen raus!«

Zwar hatte Suko den englischen Botschafter noch nie reden gehört. Er konnte sich allerdings vorstellen, daß er es gewesen war, der sich so lautstark beschwert hatte.

Suko hatte sich die Richtung gemerkt, aus der die Stimme aufgeklungen war. Er wollte auch hingehen, als er plötzlich einen anderen Laut vernahm.

Ein drohendes gefährliches Knurren.

Da wußte er, daß die Bestien in der Nähe waren…

***

Lupina also!

Ich hätte es mir denken können oder müssen. Nein, eigentlich nicht, denn Alexis Ascot hatte zwar von ihr gesprochen, aber nicht bestätigt, daß die Königin der Wölfe als eigentliche *Anführerin* hinter dieser Aktion steckte.

Nun gab es keinen Zweifel mehr, denn ich hatte ihre Stimme gehört. Lupina war etwas Besonderes. Sie bezeichnete sich als Königin der Wölfe und war ein Mitteldings zwischen Wolf und Mensch, ähnlich wie Morgana Layton, die irgendwo verschwunden war. Wie die beiden jetzt zueinander standen, wußte ich nicht, aber ich kannte die Gefährlichkeit meiner alten Freundin Lupina, die letzte aus dem Club der Mordliga.

Ich hatte sie in zahlreichen Aktionen erlebt, sogar ihren Sohn Luparo kennengelernt, der später von mir getötet worden war. Und sie hatte es einmal geschafft, auch mich in einen Werwolf zu verwandeln, so daß ich mich sogar in sie verliebte.

Das lag alles weit zurück, wie auch ihr Verschwinden, damals, als es um Nadine Berger ging, die Wölfin mit der Seele eines Menschen.

Wenn ich darüber nachdachte, mußte ich einfach zu dem Resultat kommen, daß die Magie der Wölfe mich doch stärker umfaßt hielt, als es im ersten Augenblick den Anschein hatte.

Lupina, Morgana und Nadine.

Drei Frauen, drei Wölfinnen, wobei Lupina die gefährlichste war und sich allmählich wieder erholt hatte.

Ich kniete noch immer, lauschte dem Klang ihrer Stimme nach und hörte sie abermals sprechen.

»Nun, Sinclair, hast du deine Überraschung überwunden?«

»Nein.«

Sie lachte. Verdammt noch mal, es klang nicht einmal unsympathisch. Ich konnte mir vorstellen; daß sie in der Dunkelheit als Zwitterwesen hockte, mich mit ihren Raubtieraugen im menschlichen Gesicht sah und sich über meine Hilflosigkeit amüsierte.

Und wie immer hatte sie auch diesmal Helfer gefunden. Die Wölfe aus dem Ascot-Clan, die mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Brutalität vorgingen, so wie die Königin der Wölfe es wünschte.

Sie herrschte. Wie sie es fertiggebracht hatte, wieder ins Spiel zu kommen, wußte ich nicht, doch ich konnte mir vorstellen, daß sie es mir berichtete, denn Dämonen wie sie waren eitel.

Das bekam ich in den folgenden Sekunden zu spüren. Nur auf eine andere Weise, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Ich sah ein Licht.

Woher es kam, wußte ich nicht, aber es konzentrierte sich nur auf einen Punkt, war zuerst nicht größer als nur eine geballte Hand, nahm jedoch von Sekunde zu Sekunde an Umfang zu und erreichte schließlich die Größe des Mondes, wenn man ihn von der Erde aus betrachtete.

So blieb es auch.

Bis zu dem Augenblick, als sich von außen her allmählich etwas in diesen Kreis hineinschob.

Es war ein Gesicht – ein Frauengesicht.
Das der Werwölfin Lupina!
Verdammt, wie lange hatte ich sie nicht gesehen, aber sie hatte sich um keinen Deut verändert. Noch immer sah sie so aus wie früher, die harten Zeiten, die sie sicherlich in einer anderen Dimension durchgemacht hatte, waren spurlos an ihr vorübergegangen.
Außerdem war sie bestimmt die einzige blonde Werwölfin, die es gab, und das lange Haar umrahmte ein menschliches Gesicht. Es waren schöne Züge, schon edel zu nennen, aber mit Augen, die eine bekannte Härte und Gnadenlosigkeit zeigt.
Lupina besaß einen Wolfskörper. Er begann dicht unter ihrem Hals. Dort sah ich schon das silbrige Schimmern des Fells.
Der Lichtkreis stand noch immer auf der gleichen Stelle. Er ließ mich genau auf die Züge schauen, so daß mir das Gesicht vorkam, als wäre es auf einer Leinwand erschienen.
Verändert zeigte sich das Gesicht auf keinen Fall. Lupina war nicht älter geworden, man schien sie auch nicht für ihr Versagen bestraft zu haben, ihr Gesicht zeigte nach wie vor den arroganten Ausdruck, wie ich ihn an ihr kannte.
Ich hatte noch damit zu tun, die Hiebe der Bestie zu überwinden.
In meinem Körper spielte sich einiges ab. Unter anderem versuchte auch mein Magen, in die Höhe zu wandern. Ich hatte nichts getrunken, dennoch kam ich mir wie betrunken vor.
Noch hockte ich auf allen vieren. Wenn mich Lupina jetzt angegriffen hätte, wäre es ihr nicht einmal schwergefallen, mich endgültig zu erledigen.
Aber sie tat es nicht. Vielleicht genoß sie ihren Triumph und wollte mich demütigen. Ich aber hatte vor, mehr über ihren Plan zu erfahren.
»Weshalb tust du das alles?«
»Weil ich es leid war, in einer anderen Dimension zu schweben. Da waren die Zeiten verschoben. Die Wölfe stammen zwar aus der Urzeit, aber ich will dort nicht hin.« Ihr Gesicht hatte sich bei den Worten verändert und Unmut gezeigt.
»Und man hat dich freigelassen?«
»Weshalb nicht?«
»Fenris vergißt so leicht nichts.«
»Das weiß ich selbst«, erklärte sie mir. »Aber auch er hat eingesehen, daß mein Platz woanders ist, denn ich allein bin die letzte aus der Mordliga, das solltest du nicht vergessen.«
»Willst du eine neue aufbauen?«
»Nein. Zu viele Köche verderben den Brei. Das habe auch ich bemerkt. Aber ich hatte einen großen Plan, wie du dich sicherlich erinnern kannst. Oder nicht mehr?«
»Die Allianz der Werwölfe.« Ich sagte es und drückte meinen

Oberkörper hoch, wobei ich weiterhin knien blieb. »In Sibirien hast du es versucht. Der Plan war nicht schlecht, nur konnte ich ihn zerstören.«

»Seit dieser Zeit bist du nicht stärker geworden«, hielt sie mir entgegen.

»Möglich. Ich frage mich nur, was die Ascots und die entführten Botschafter für eine Rolle spielen.«

»Stellst du dich nur so dumm an, oder bist du es wirklich?« fragte Lupina. »Die Sache mit den Ascots sollte dir doch klar sein, Geisterjäger. Sie gehören einfach zu uns. Ich habe ihnen vom Fluch der alten Zeit berichtet. Sie sind eine Familie, deren Stammbaum halb tierischdämonisch, halb menschlich ist. Dementsprechend konnte ich mich an sie wenden. Ihre Herkunft läßt sich weit zurückverfolgen. Da haben sich Wolf und Mensch ideal ergänzt. Das tierische wurde jeweils eine Generation übersprungen und traf auch nicht jeden aus dem Clan. Ich aber wußte, welch dämonische Zeitbomben dort herumliefen, denn tief in der Vergangenheit habe ich praktisch die Geburt des Ascot-Clans erlebt, und er hat sich bis heute gehalten. Das ist schon groß.«

»So ähnlich habe ich mir das gedacht«, gab ich zu. »Alexis Ascot sprach vom Fluch der alten Zeit. Vom Fluch, wohlgemerkt. Sie empfand ihn nicht als Segen, so wie du.«

»Das ist mir auch egal. Sie hat sich daran gewöhnt.«

»Was meinst du damit?«

»Andere Menschen werden sich auch an die Existenz der Werwölfe gewöhnen. Sie müssen sich in Zukunft damit abfinden, daß wir herrschen wollen. Wir allein…«

»Du oder auch Fenris?«

»Beide.«

»Und Morgana Layton?«

Lupina schickte mir ein rauhes Lachen entgegen. »Ich weiß, daß du sie kennst. Sie ist etwas Besonderes, und all das ist mir bekannt. Vielleicht verbünde ich mich einmal mit ihr. Noch ist die Zeit dafür nicht reif. Sie hat nicht zu leiden, da sie versuchte, Fenris zu umgehen. Das läßt er sichnicht gefallen, auch von mir nicht. Ich gehorche ihm, und ich bin sein Vertreter.«

»Wie weit willst du kommen?«

Sie bewegte ihren Kopf. »Ich will herrschen, Sinclair. Einfach nur herrschen. Die Macht muß mir gehören, keinem anderen. Du weißt, daß sich die Werwölfe oder die Wölfe die Erde schon einmal Untertan gemacht haben. Und so etwas soll sich wiederholen, verstehst du? Überall sollen die Wölfe erscheinen, sie müssen die Kontrolle übernehmen. Funktionen, Schlüsselstellungen, die bisher noch von Menschen…«

»Das ist doch Wahnsinn«, unterbrach ich sie.
»Glaubst du wirklich?« Sie lachte mich aus. »Nein, es ist kein Wahnsinn, Geisterjäger. Ich habe den Beweis für das Gegenteil angetreten. Befinden sich die beiden Botschafter nicht in meiner Gewalt?«
»Das gebe ich zu.«
Sie lachte fauchend. »Und jetzt denke mal nach. Der russische Botschafter in England und der englische Botschafter in Rußland sind zusammengekommen, um über wichtige Probleme zu reden. Wenn sie damit fertig sind, haben auch sie sich verändert. Dann sind aus den Menschen die Kreaturen geworden, die auf meiner Seite stehen. Werwölfe als Botschafter ihrer Länder. Tagsüber normal, in der Nacht Bestien, die auf die Pirsch gehen und andere anfallen. Was glaubst du, Sinclair, wie die anderen Menschen rotieren werden? Ich wage kaum daran zu denken, sonst könnte ich vor Freude tanzen. Botschafter, die Bestien sind…« Sie stieß ein rauhes Lachen aus und schüttelte den Kopf. »Das ist erst der Anfang. Ich habe eingesehen, daß ich nicht ganz oben beginnen kann …«
»Wie meinst du das denn?«
»Die Queen, Sinclair.«
»Ja, natürlich. Da bin ich dir ja in die Quere gekommen und habe es verhindern können.«
»Richtig, nur werde ich diesmal vorsichtiger sein. Außerdem befindest du dich in meiner Gewalt. Wenn du eine falsche Bewegung machst, wird dich Gerald Ascot töten. Er hätte es schon längst tun können, nur hatte ich es ihm verboten.«
»Wie großzügig«, spottete ich.
»Das hat damit nichts zu tun«, erklärte sie. »Ich weiß, wie neugierig du bist, und ich wollte deine Neugierde befriedigen. Das ist geschehen, du kennst meine Pläne.«
»Und was haben die anderen Menschen damit zu tun?«
»Sie sind Beiwerke oder haben Pech gehabt, daß sie in unseren Dunstkreis gerieten.«
»Laß sie wenigstens frei«, bat ich Lupina.
»Sinclair, laß deine Ritterlichkeit. Sie paßt einfach nicht mehr hierher. Die Zeiten haben sich geändert. Wir nehmen uns, was wir brauchen. Esist das Gesetz des Stärkeren, das wir wieder einführen werden.« Bei ihren Worten hatte der Lichtkreis eine andere Form und Größe angenommen. Er war nicht mehr kreisförmig, sondern oval und in der Größe hielt er mit der Werwölfin stand.
Er hüllte sie ein!
Ich starrte auf ihr helles glänzendes Fell. Auch das Gesicht schaute ich mir an. Es war wunderschön, sah interessant aus, wenn nur nicht die harten Augen gewesen wären, die mich an kleine Granitkugeln

erinnerten. Hart und kalt.

Nein, von ihr konnte ich kein Erbarmen erwarten. Lupina zog ihren Plan eiskalt durch.

Sie stand in der Kabine. Das Fell besaß einen seidigen Silberschimmer. Wenn sie sich bewegte, kam es mir vor, als liefen leichte Wellen über den Körper. Der Mund war zu einem breiten Lächeln verzogen, und sie hob ihre Schultern. »Du hast gesehen, Geister-Jäger, daß ich stärker bin als du. Ich habe wieder gewonnen.«

»Glaubst du das?«

»Wäre ich sonst hier?«

Wäre sie wirklich sonst hier? Und sie gab sich so verdammt sicher. Ich hatte erlebt, daß sie gegen geweihte Silberkugeln resistent war, aber das Kreuz würde stärker sein als sie, so hoffte ich wenigstens. Es mußte sich für die anderen rächen, daß sie mich nicht entwaffnet hatten. Zudem konnten sie auch mein Kreuz nicht anfassen.

»Lupina«, sagte ich, »du hast dich schon immer überschätzt. Jedesmal wolltest du gewinnen, hast dich geärgert, daß in der Mordliga so vieleüber dir standen. Du hast Lady X ebenso gehaßt wie Solo Morasso, Xorron oder Vampiro-del-mar…«

»Was soll das, Sinclair? Ich habe überlebt. Als einzige. Die anderen sind tot, vernichtet. Sie kehren nicht mehr zurück. Daran mußt du dich gewöhnen.«

»Sehr gern habe ich mich daran gewöhnt. Ich trug schließlich auch dazu bei, daß die Mordliga zerstört wurde. Und ich habe einen verdammten Ehrgeiz, Lupina. Ich will sie alle weghaben. Alle, dieeinmal zur Mordliga gehört haben. Meine Bahn soll frei sein. Ob Fenris dich beschützt oder nicht, das ist mir egal. Ich will den Weg…«

»Was redest du da?«

Sie war zu recht irritiert, denn so kannte sie mich nicht. Aber ich hatte sie auch nur ablenken wollen. Wenn ich sie mit einer Silberkugel schon nicht töten konnte, mußte ich meine stärkste Waffe nehmen.

Ich holte das Kreuz hervor.

Sehr schnell und wendig. Die Kette streifte ich über den Kopf. Mir war jetzt alles egal, und ich schleuderte das Kreuz auf die vor mir hockende Lupina zu…

Gebannt verfolgte ich den Weg meiner besten »Waffe«. Und ich jubelte innerlich, als ich erkannte, daß sich die Königin der Wölfe nicht von der Stelle rührte.

Sie blieb sitzen, als wäre nichts geschehen, so daß ich genau sehen konnte, wie Kreuz und Werwölfin zusammenprallten.

Was geschah?

Nichts!

Das Kreuz traf sie und traf sie doch nicht, weil ihr Körper nicht vorhanden war. Es gab ihn, und es gab ihn nicht. Ein Wahnsinn war so

etwas, aber eine Tatsache.

Ich hörte den metallenen Klang, als das Kreuz den Boden berührte, und ich sah Lupina trotzdem noch dort stehen.

Sie lachte sogar. »Ja, Sinclair, damit hast du nicht gerechnet. Ich bin es und bin es nicht…«

Mit der Hand wischte ich über meine Augen. Sicherlich war die Erklärung ganz einfach. Sie mußte auf der Hand liegen, nur kam ich nicht darauf, wieso Lupina…

»Ich will es dir sagen, Sinclair, da ich deine Qual nicht länger mit ansehen kann. Ich bin es und bin es trotzdem nicht, das habe ich dir schon gesagt. Und wenn das zutrifft, gibt es eigentlich nur eine Erklärung. Geisterjäger – oder?«

»Du bist ein Bild!« stieß ich einfach hervor, weil ich noch immer unter dem Schock litt.

»Fast. Ich bin eine Projektion. Verstehst du? Eine Projektion, wie sie echter nicht sein kann und von dem Original kaum zu unterscheiden ist. Hast du begriffen?«

Ja, ich hatte verstanden und wußte genau, wie mich dieses gefährliche Zwitterwesen reingelegt hatte. Und ich mußte ehrlich zugeben, daß ich davon überrascht worden war.

Aber wo befand sich das Original?

Diese Frage beschäftigte mich. War es vielleicht möglich, daß die echte Lupina sich hier auf dem Schiff, sogar in meiner unmittelbaren Nähe befand oder in einer anderen Dimension steckte, wo sie mir hohnlachend zugesehen hatte?

Das wäre natürlich fatal gewesen, da ich an die Möglichkeiten dachte, die sich ihr dann eröffneten, wenn ihr Körper auf der Erde und in der Wirklichkeit nur aus einer Projektion bestand. Dann war sie für mich so gut wie unangreifbar.

Die Überraschungen rissen eben nie ab. Ich gehörte zu den Menschen, die Gewißheit haben wollten, erzählen konnte man mir viel, auch der Beweis des durch den Körper geflogenen Kreuzes reichte mir noch nicht. Ich mußte selbst herausfinden und mit eigenen Händen fühlen, ob ihre Behauptungen den Tatsachen entsprachen.

Deshalb ging ich auf sie zu.

Die Distanz zwischen uns war nicht sehr groß. Ich konnte sie mit wenigen Schritten überbrücken, stand plötzlich vor ihr und streckte meinen rechten Arm aus.

Ich faßte sie an – und…

Da war nichts, bis auf ein Kribbeln an meinen Fingern, als würde Kriechstrom hindurchlaufen. Also hatte ich zum zweitenmal einen Beweis bekommen.

Die Königin der Wölfe war nicht existent. Vor mir flimmerte nur mehr ein naturgetreues Abbild.

Hastig zog ich meine Hand wieder zurück, weil ich plötzlich Furcht davor hatte, daß mir etwas passieren würde.

Ich vernahm ihr Lachen. Dicht vor meinen Augen sah ich ihr schönes Gesicht. Vielleicht waren die Züge etwas härter geworden, aber sie besaß noch immer diesen harten Glanz in den Augen, der mir zeigte, auf welch einer Seite sie stand.

Sie bewegte den Mund, sprach trotzdem nicht selbst, aber ich hörte ihre eigene Stimme. »Ja, Sinclair, die Überraschungen reißen nicht ab. Auch ich habe gelernt. Ich weiß inzwischen, daß es besser ist, wenn man sich ein wenig zurückhält, dennoch angreift, es aber mit subtileren Methoden versucht. In Zukunft wird die Menschheit mit mir und den Wölfen zu rechnen haben. Ich kenne mich doch sehr gut aus, ich weiß von alten Verbindungen, und mein Plan besteht weiterhin. Die Allianz der Werwölfe, die Vereinigung aller Wölfe, Sinclair. Denk daran. Jetzt bin ich für dich unbesiegbar. Wo ich tatsächlich bin, kommst du nichthin. Du wirst es einfach nicht schaffen, und mein großer Plan kann der Vollendung entgegenreifen…«

Um so zu reden, brauchte sie nicht einmal anzugeben. Das entsprach den Tatsachen. Vor Wut ballte ich die Hände. Meine Stirn war schweißnaß. Ich schüttelte den Kopf, weil es für mich noch nicht faßbar war. Hatte ich nicht schon Probleme genug?

Leider, aber es kamen immer neue hinzu. Die Mordliga war noch nicht erledigt, das hatte ich in den letzten Minuten deutlich zu hören und zu sehen bekommen.

In meinem Magen hatte sich ein Klumpen gebildet. Nicht meine momentane Hilflosigkeit trug daran die Schuld, ich dachte an die Zukunft, die verdammt nicht gut aussah.

Was waren schon die Ascots gegen ein Wesen wie Lupina, die aus einer anderen Dimension die Fäden zog und die ihr hörigen Geschöpfe nach ihrer Pfeife tanzen ließ?

Und sie demonstrierte mir weiterhin ihre Stärke, als sie sich allmählich zurückzog.

Es begann mit einem letzten wissenden, triumphierenden und hinterhältigen Lächeln, das wie festgebrannt auf ihrem Gesicht lag, dessen Umrisse allmählich anfingen zu flimmern. Der silberfarbene Schatten legte sich um ihre Gestalt, drückte sie zusammen und sorgte dafür, daß sie sich auflöste.

Sie entschwand vor meinen Augen. Auch das unnatürliche Licht war plötzlich nicht mehr da.

Die Dunkelheit fiel über mich.

Ich hatte noch immer an der Tatsache zu knacken, und mir fiel eigentlich erst zu spät ein, daß ich meine, wertvollste Waffe aus der Hand gegeben hatte.

Das Kreuz leuchtete noch schwach, so daß ich seine Umrisse

erkennen konnte.
Doch da war noch einer.
Und diesmal hatte ich es mit keiner Projektion zu tun, denn ich hörte schleichende Schritte.
Verdammt, das war Gerald Ascot.
Ich warf mich vor, um das Kreuz zu erreichen, als mein Gegner schon gestartet war.
Und er erwischte mich mitten im Sprung…

***

Beide waren für den Chinesen wichtig. Auf der einen Seite die beiden Botschafter, auf der anderen die Werwölfe, die irgendwo auf dem Schiffin der Finsternis lauerten, Suko wahrscheinlich beobachteten, er selbst sie aber nicht erkennen konnte.
Er hatte sich auf die Laute konzentriert. Wenn ihn nicht alles täuschte, waren sie von zwei verschiedenen Seiten aufgeklungen.
Also war er eingekreist!
Suko gehörte nicht zu den Angsthasen. Er ließ sich auch von zwei Bestien nicht ins Bockshorn jagen. Aus diesem Grunde spürte er auch keine so große Furcht, nur ein leichtes Gefühl der Nervosität, wenn er an die Botschafter dachte.
Die mußte er rausholen!
Die pochenden Geräusche hatte er vernommen, die Stimmen ebenfalls, da war etwas im Busch, und es mußte in seiner Nähe geschehen sein, denn die beiden Männer wollten raus.
Suko bewegte sich geduckt und so lautlos wie möglich über das Deck.
Selbst als er seine Dämonenpeitsche zog, einen Kreis schlug und die drei Riemen aus der Öffnung fielen, entstand kein Laut. Nur als die Spitzen der Schnüre über den Boden schleiften, hörte Suko das Geräusch.
Er ging weiter, drehte sich dabei, achtete auch auf verdächtige Laute und hörte irgendwo auf dem Schiff das Tappen breiter Pfoten.
Die Bestien versuchten es auf die lautlose Art, aber damit kamen sie nicht durch. Ihre Körper waren einfach zu schwer.
Sie befanden sich noch immer in dem großen Deckrestaurant.
Verschwommen erkannte Suko vor sich die Tisch- und Bankreihe einen halbrunden Tresen, wo die Bedienung die bestellten Getränke abholte.
»Verdammt noch mal, holt uns raus!«
Das war wieder die Stimme des englischen Botschafters. Jetzt wußte der Inspektor genau, woher sie gekommen war, denn er entdeckte gleichzeitig den Umriß der Tür hinter der Theke.
Dort mußte das Gefängnis sein!

Und es war auch Sukos Ziel.
Wieder vernahm er das Knurren. Hatte es sich lauter angehört als beim erstenmal? Waren die Bestien schon näher herangekommen?
Kalt strich es über seinen Nacken. Er drehte sich um, sah unter dem Dach nur die Dunkelheit, ohne eine Bestie zu entdecken und auch das Wasser, auf dessen Oberfläche die schimmernden Reflexe tanzten.
Suko erreichte die Theke. Er hätte sich gern bemerkbar gemacht, aber er wollte den Botschaftern eine nicht zu große Hoffnung bereiten. Wenn die Befreiung nicht klappte, war die Enttäuschung um so größer.
Deshalb blieb er still.
Suko sah eine Lücke in der Theke. Überall lag noch der Staub des langen Winters. Leicht bewegte sich das Schiff im Rhythmus der auslaufenden Wellen.
Der Inspektor legte die letzten Yards zurück, stand vor der schmalen Tür und sah, daß sich die Klinke nach unten bewegte. Innen drückte sie jemand nach unten.
Die Tür blieb zu.
In der Dunkelheit konnte Suko nicht genau erkennen, wie dick sie war. Trotzdem trat er einen halben Schritt zurück, schaute sich noch einmal uni, sah zum Glück keinen Werwolf, hob das rechte Bein und trat mit aller Wucht dagegen.
Und noch einmal.
Er hörte die lauten Geräusche, vernahm auch das Splittern, ein Loch entstand, Stimmen schlugen ihm entgegen, und Suko beruhigte die Männer mit einigen Worten.
Anschließend räumte er mit Handkantenschlägen auf. Er vergrößerte das Loch so weit, daß die beiden Botschafter geduckt hindurchsteigen konnten. Zuerst kam der Engländer.
Suko kannte ihn von Bildern her. Der weißhaarige Mann schaute den Chinesen an, als wäre er das achte Weltwunder.
»Guten Morgen, Sir!« grüßte Suko höflich.
»Ja, ja… Guten Morgen. Aber wer sind Sie, zum Henker?« Der Engländer schaute Suko starr an. »Moment, Moment, sagen Sie nichts. Sinclair kenne ich. Sie müssen dann, weil Sie ein Chinese sind …«
»Genau, Sir, ich bin Suko.«
Der Mann lachte. »Habe ich mir doch gedacht. Ihr beide gleicht ja schon Zwillingen. Toll, wirklich. Also habt ihr es doch geschafft.« Er drehte sich um. »He, Towaritsch, Sie können kommen, es ist alles in Ordnung. Wir Engländer haben die Lage sicher im Griff…«
»Sir, das würde ich bezweifeln«, sprach Suko dagegen.
»Wieso?«
»Noch werden wir belauert. Ich möchte Sie nur so rasch wie möglich wegbringen…«

Jetzt kam der Russe. Und er stellte die nächste Frage. »Wo befindet sich Sinclair?«

Suko hob die Schultern. »Irgendwo im Bauch des Schiffes. Ich konnte ihm noch nicht helfen.«

Der Engländer verstand. »Heißt das, daß er sich in Gefahr befindet?«

»Möglich.«

Suko wollte weiter, wurde aber festgehalten. »Moment noch, wenn sich Sinclair in großer Gefahr befindet, dann…«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Vergessen Sie nie, wer er ist, Sir. Er kann sich auch allein durchsetzen. Ich sage dies nicht gern, aber es stimmt. Sie sind im Augenblick wichtiger. Ich muß Sie in Sicherheit bringen. Wenn die Werwölfe es schaffen, Sie beide letztendlich dennoch zu kidnappen, das ist kaum vorstellbar. Dann passiert etwas, das…«

»Schon gut, ich verstehe Sie.« Der Botschafter nickte seinem russischen Kollegen zu. »Dieser Mann hat recht. Wir müssen uns zuerst in Sicherheit bringen.«

»Und wohin?«

»Weg vom Schiff natürlich«, sagte Suko. Er deutete in Richtung Reling und Steg. »Sie beide halten sich immer in meiner Nähe. Gehen Sie am besten hinter mir her. Klar?«

»Verstanden.«

Suko drehte sich aus der Luke hinter dem Tresen, passierte auch den Durchgang und lauschte den Schritten der beiden Männer, die sich an seine Fersen hefteten.

Von seinen Gegnern sah er nichts, auch nicht, als sie den Gang zwischen den beiden Sitzreihen erreicht hatten. Aber Suko wußte genau, daß sie sich noch in der Nähe befanden. Zwar sah er sie nicht, dafür konnte er ihre Gegenwart fühlen. Es war wie ein Strom, der ihn durchlief. Die Härchen auf seinen Handrücken kribbelten.

Vom Ufer her hörten sie bereits Verkehrsgeräusche.

Nicht mehr lange, dann setzte die Dämmerung ein, die Zeit der Wölfe wäre dann vorbei, sie würden sich wieder in normale Menschen zurückverwandeln, und bis dahin mußte alles erledigt sein.

Möglicherweise konnte die Sache auch ohne eine Eskalation der Gewalt über die Bühne laufen. Wenn sich die Wölfe wieder in Menschen verwandelten, konnte man diese gefangennehmen und vielleicht so lange irgendwo einsperren, wie es nötig war.

Noch hielten sie sich versteckt.

Suko lauschte auf jedes fremde Geräusch, hörte aber nur seine und die Schritte der anderen.

Wie Verschwörer schlichen sie über das Deck und erreichten die breite Stelle, wo auch der Ausgang lag.

»Jetzt gehen Sie auf den Steg!« flüsterte Suko. »Verhalten Sie sich

bitte völlig normal, aber beeilen Sie sich! Laufen sie zum Kai, dort finden Sie bestimmt die anderen…«

»Alles klar«, sagte der Engländer. »Wir schaukeln die Sache schon.« Er grinste Suko an. »Schließlich waren wir auch mal jung und haben für unser Heimatland den Kopf hingehalten.«

Der Russe nickte zustimmend.

Suko war trotzdem noch sehr skeptisch. Er begleitete die beiden.

Die Kette hing noch immer nach unten, der Durchgang war frei. Als erster verließ der Chinese das Schiff, der englische Botschafter folgte, der Russe bildete den Schluß.

Und noch immer hatten sich die Wölfe nicht gezeigt.

Das war Suko ein Rätsel. Oder merkten sie vielleicht schon, daß sich die Nacht allmählich ihrem Ende entgegen neigte? Waren sie dadurch schon geschwächt? Spürten sie den hellen Tag, der ihrem unseligen Dasein bis zum Einbruch der nächsten Nacht ein Ende bereitete?

Sukos Gedanken wurden durch die Echos der Schritte unterbrochen, als die beiden Männer die Planken betraten. Sie gingen noch nicht weiter, weil sie auf Suko warteten.

Der Inspektor kam auch. Er wollte ihnen erklären, wohin sie sich genau zu wenden hatten.

Zu dritt standen sie auf dem Steg.

Es hatte so sein müssen, weil es keinen anderen Weg gab. Und das wußten auch ihre Gegner.

Sie hatten sich dementsprechend eingestellt und sich dort verborgen, wo man sie tatsächlich kaum entdecken konnte.

Auf dem Dach des Bordrestaurants.

Jeden Schritt hatten sie verfolgt und waren so weit vorgerutscht, bis sie an der Kante lagen.

Jetzt schoben sie ihre Schädel vor.

Schnauzen und kalt blickende Augen schauten über den Dachrand hinweg nach unten. Für einen Moment fixierten sie die drei Personen, die auf dem Steg standen.

Dann richteten sie sich auf.

Niemand sah und niemand hörte sie.

Sprungbereit machten sie sich.

In diesem Moment blickte der Russe schräg in die Höhe. Er tat esnicht einmal bewußt, sah die Wölfe, sein Gesicht verzog sich vor Schreck, während er keinen Ton hervorbrachte.

Aber Suko hatte die Veränderung bemerkt.

Er schaute schräg in die Höhe.

Da stießen sich die beiden Körper ab. Ein Ausweichen war auf dem Steg nicht mehr möglich. Er besaß einfach nicht die Breite, und so wurden die drei Männer kalt erwischt…

***

Auch mich bekam die Bestie zu packen. Ich hatte den Boden nicht einmal berührt, als der Koloß mich an der rechten Seite erwischte, aus der Sprungrichtung brachte und zu Boden schleuderte. Ich prallte hart auf die Planken, spürte den Aufschlag bis in den Kopf hinein und durfte mich einfach nicht um das wütende Stechen unter der Schädelplatte kümmern. Der Kampf ums Überleben war wichtiger.

Ich stieß die Füße von mir, traf auch etwas Weiches und bekam für einen Moment freie Aktionsbahn.

Mit einer Rolle rückwärts brachte ich mich aus dem unmittelbaren Zugriff des Werwolfs, stand und schaute in die Finsternis, die nichtstockdunkel war, so daß ich wenigstens die Bewegung vor mir erkennen konnte.

Das war er.

Und er konnte seinen Triumph nicht verbergen, denn ich hörte sein gefährliches Knurren.

Ich hatte die Wahl.

Sollte ich ihn mit Karate angreifen oder es mit der Beretta versuchen? Sicherer war die Kugel.

Ich zog die Waffe. So schnell die Bewegung auch war, sie kostete trotzdem Zeit. Zudem hatte die Bestie irgendwie mitbekommen, was ich wollte, und sie stürzte vor.

Es gelang mir leider nicht mehr, die Waffe in die entsprechende Zielrichtung zu bringen, denn der Werwolf war schneller. Er bekam mich an der Schulter zu packen und schleuderte mich wuchtig herum, so daß ich zwangsläufig zurücktaumelte und ein wenig die Übersicht verlor.

Dennoch drückte ich ab.

Vielleicht hatte ich mit dem Treffer Glück, die Bestie war schließlich breit und kompakt genug, aber die Kugel erwischte sie leider nicht. Sie mußte irgendwo in die Wand geschlagen sein. Zudem hatte der Schuß die Bestie noch wütender gemacht.

Raubtiere können in der Dunkelheit sehen. Das hatten Werwölfe mit ihnen gemeinsam.

Auch mein Gegner schaute.

Ich erkannte plötzlich seine Augen, die jetzt größer wirkten als normal. Zwei gelbe Kreise, auf die ich halten mußte.

Leider befanden sich die beiden Augen in ständiger Unruhe. Der Werwolf bewegte den Kopf zu schnell von einer Seite auf die andere. Dadurch erschwerte er mir das Zielen und sprang gleichzeitig zur Seite, so daß ich den Zeigefinger im letzten Augenblick wieder vom Abzug nehmen mußte.

Ich sprang zurück. Es war ein zu großer Sprung gewesen, denn ich krachte mit dem Rücken gegen die Wand. Das Kreuz lag rechts von mir. Leider zu weit entfernt.

Ich hörte ihn nur mehr, sah ihn aber nicht. Entweder hatte er sich von mir weggedreht oder er hielt die Augen geschlossen, da er das verräterische Leuchten vermeiden wollte.

Auch Laute gab er nicht von sich. Kein Knurren, kein Keuchen, ich vernahm nur meinen eigenen Atem, den ich versuchte, so flach wie möglich zu halten.

Wie immer trug ich meine kleine Bleistiftleuchte bei mir. Sie steckte griffbereit in der linken Tasche. Lautlos holte ich sie hervor und hielt sie zwischen zwei Fingern. Ich mußte in den nächsten Sekunden einfach Glück haben, wenn ich die kleine Lampe einschaltete, da ich den Werwolf mit dem ersten Versuch treffen wollte.

Wo steckte er?

Über die Größe der Kajüte oder des Raumes konnte ich mir keine Vorstellung machen. Lange Zeit zum Überlegen hatte ich auch nicht, so daß eigentlich nur die direkte Angriffslinie zu mir in Frage kam, denn die Werwölfe attackierten gern von vorn.

Davon ging ich aus und schaltete die schmale Leuchte ein.

Der Strahl kam mir wie ein helles Lineal vor, das die Finsternis direkt durchschnitt. Ich hatte meine Hand etwas bewegt und sah auch das Ziel. Der Werwolf hockte geduckt am Boden und hatte mir seinen Rücken zugedreht. Als er den Lichtschein bemerkte, fuhr er herum.

Das kam mir genau richtig.

Diesmal verfehlte ich ihn nicht. Ein wenig steif stand ich da, hatte die Mündung der Beretta leicht gesenkt und drückte gleich dreimal ab.

Nicht einem Geschoß konnte er entwischen.

Die Bestie wurde an der Schulter, in der Brust und auch am Bein erwischt. Durch den blauen Stoff der Hose drang die Kugel, auch durchdas Fell. Sie blieb tief im Muskelfleisch stecken, wo sie ihre magische Energie abstrahlen konnte.

Den Werwolf riß es von den Beinen. Er fiel auf den Rücken, zog Arme und Beine an, schüttelte sie und hatte auch die Schnauze aufgerissen, aus deren Rachen die heuchelnden Laute einer allmählich sterbenden Kreatur drangen.

Ich schaute nicht hin, sondern hob mein Kreuz auf. Die Waffe war am wichtigsten.

Als ich mich wieder umdrehte und mit dem hellen Strahl auf das Monstrum zielte, befand es sich bereits im Stadium der Auflösung.

Das Fell war grau und brüchig geworden. Es sah schon aus wie Sand, war aber noch mit dem Körper verflochten.

Ich trat neben die Bestie und ließ meine Schuhsohle über das Fell schleifen.

Es löste sich auf.

Darunter sah ich Haut. Im Kegel der kleinen Lampe schimmerte sie hell. Ein toter Mensch schälte sich allmählich hervor. Eine Leiche, die

von drei Kugeln getroffen worden war.
Gerald Ascot hatte es endgültig erwischt.
Ich dachte dabei an seine Frau, die so große Stücke auf ihren Mann gehalten hatte. Für sie war er ein Vorbild gewesen. Sie würde mir glauben müssen, wenn ich ihr vom Tod des Mannes berichtete.
Erst die Tochter, jetzt der Mann.
Beide gingen auf mein Konto. Aber konnte ich mir deswegen Vorwürfe machen? Bei Laura nicht. Sie hatte der Joker in einem gefährlichen Spiel sein sollen, nur war der Plan ihrer Mutter fehlgeschlagen. Und hier im Bauch des Schiffes hatte ich ganz einfach mein Leben verteidigen müssen.
Da wo Lupina aufgetaucht war, gab es nichts mehr zu sehen.
Keinen Rückstand, die Projektion war ebenso lautlos verschwunden, wie sie gekommen war.
Noch einmal leuchtete ich den vernichteten Werwolf an, der keiner mehr war.
Ein Mensch lag vor mir. Nur noch auf der Brust schimmerten einige graue Haare.
Das Gesicht des Mannes zeigte einen starren Ausdruck. Er hatte eine Halbglatze. Der Rest des Haares fiel nach hinten und war ziemlich lang, so daß die Strähnen auch den Boden berührten.
Die Schüsse mußten, obwohl sie innerhalb des Raumes abgegeben waren, gehört worden sein. Bisher hatte sich nichts gerührt. Weder von den Geiseln war jemand gekommen, noch sah ich die anderen Bestien.
Die Ruhe gefiel mir nicht.
Sie begleitete mich auch, als ich die Tür auf stieß und die Treppe hochschaute.
Niemand hockte auf den Stufen, um mich zu erwarten. Hatten die Werwölfe das Schiff aufgegeben?
Daran wollte ich einfach nicht glauben. So lautlos wie möglich stieg ich die Stufen hoch…

***

Suko hätte an sich schießen oder schlagen müssen, aber eine dritte Sache war wichtiger geworden. Er mußte die beiden Botschafter aus der Gefahrenzone bringen, bevor die Bestien über sie herfallen und sie zerfleischen konnten.
Deshalb war der Inspektor so gehandicapt. Er bewegte beide Arme in verschiedene Richtungen. Und die flügelartigen Schläge trafen zur gleichen Zeit.
Es waren diese Hiebe, die den Engländer und den Russen zurück - und gleichzeitig auch zur Seite katapultierten, so daß sie vom Steg und gegen das zweite Schiff geschleudert wurden. Zwischen Steg und

dem Schiff entstand immer wieder im Rhythmus der anlaufenden Wellen eine kleine Distanz. Wenn dort jemand hineinrutschte, wurde es verdammt gefährlich, aber beide Männer hatten Glück.

Es gelang ihnen sogar, sich an den Längsstreben der Reling festzuhalten.

Dies alles bemerkte Suko, während er sich selbst zur Seite warf, um den Bestien zu entgehen. Die konnten ihn mit der Wucht ihrer Pranken grausam vernichten. Dabei brauchten sie nicht mehr als einmal zuzuschlagen, und Sukos letzte Sekunde hatte geschlagen.

Er wunderte sich selbst darüber, daß er innerhalb weniger Sekunden so viele Eindrücke wahrnehmen konnte, da war sein Gehirn noch besser als ein Computer.

Die Planken dröhnten, als beide Werwölfe aufschlugen. Sie waren schwer, und sie waren auch aus einer relativ großen Höhe gesprungen. Man hatte den Steg nicht ausgebessert. Die Folgen des kalten Winters steckten noch in dem Material, das im Laufe vieler Monate brüchig geworden war.

Deshalb brach es auch.

Suko hörte zuerst ein Brechen, dann ein Knirschen, plötzlich spritzte Wasser, als die Bestie im Strom gelandet war und ungefähr bis zur Brust in dem Plankenloch feststeckte.

Der Chinese hätte schießen oder schlagen können, wenn nicht der andere gewesen wäre.

Und der wollte die Menschen.

Er war sicher gelandet, die Planken hatten bei ihm gehalten, und mit dem nächsten Sprung setzte er auf das zweite Schiff über, wo die beiden Männer Deckung gesucht hatten. Sie standen noch so, daß sie den Steg sehen konnten und auch selbst gesehen wurden.

Das war schlecht für sie.

Plötzlich hörten sie das Brüllen, auch einen Schuß, aber der Werwolf war einfach zu schnell, und die Kugel, von Suko abgefeuert, wischte um eine Armlänge an ihm vorbei. Sie traf einen Metallträger und jaulte als Querschläger davon.

Aber die zweite Bestie wollte Suko erwischen, senkte die Beretta und sah, daß es keinen Sinn hatte.

Der Werwolf hatte die Gefahr erkannt und war in Windeseile weggetaucht. Er mußte sich jetzt unter dem Steg und auch unter Wasser aufhalten. Zeit, um nach ihm zu suchen, hatte der Chinese nicht. Die beiden Menschen waren wichtiger.

Er hörte sie schreien, den Werwolf brüllen. Schatten huschten über das Deck des Ausflugsschiffes, etwas polterte, und der Russe fluchte in seiner Heimatsprache.

Suko enterte das Schiff. Er war ebenso geschmeidig und schnell wie die Bestien, kam hinter der Reling hoch und sah den englischen

Botschafter in Richtung Heck laufen.
Von dem Russen konnte er nichts entdecken.
Dafür sah er die Bestie.
Zwar wurde sie teilweise von den Aufbauten verdeckt, aber Suko bekam Angst vor ihren schnellen, geschmeidigen Bewegungen, mit denen sie den Mann verfolgte. Bevor er das Heck erreichte, würde die Bestie bei ihr sein.
Auch Suko startete.
Einholen konnte er den Werwolf nicht mehr. Er verkürzte zudem geschickt den Winkel zu seinem Opfer, und der Botschafter wollte in seiner Panik sicherlich über Bord springen.
Parallel zur Reling hetzte Suko entlang. Er bewegte sich zwischen ihr auf den Aufbauten. Der Raum war ziemlich schmal, die Metallplanken feucht und dementsprechend rutschig. Suko mußte schon sehr achtgeben, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.
Als der Botschafter gegen die halbrunde Sitzbank an der ebenfalls so geformten Heckreling prallte, hatte ihn der Werwolf erreicht. Er kam von der rechten Seite, und seinen letzten geschmeidigen Satz verlängerte er zu einem Sprung.
Ausweichen konnte der Engländer nicht..
Die Bestie prallte auf ihn, riß ihn zurück, beide fielen zu Boden, und als erster tauchte der Werwolf wieder hoch.
Das hatte Suko so gewollt. Er hatte sich genähert und war dann stehengeblieben. Ausgestreckt, die Beretta in der Hand. Das Gelenk dabei mit der Linken abstützend.
Und er zielte genau.
In der Dunkelheit war der Rücken des Werwolfs nur mehr ein Schatten.
In seiner Mitte jagte das geweihte Silbergeschoß aus der Waffe des Inspektors.
Der Körper des Werwolfs richtete sich auf. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er in der Luft stehenbleiben. Bis er auf die linke Seite kippte. Das geschah sehr langsam. Suko hatte ihn schon erreicht, als er endlich da war.
Er schaute auf den hockenden englischen Botschafter. Der sah ihn ebenfalls aus großen Augen an, hob den linken Arm und nahm Sukos ausgestreckte Hand dankbar entgegen.
»Dann haben Sie mir das Leben gerettet, Inspektor!« flüsterte er rauh.
»Sieht so aus.«
»Verdammt, ich hätte nicht gedacht, daß diese Biester so schnell sein können.«
»Es sind eben keine Menschen.«
Der Botschafter stand zitternd neben dem Inspektor. Auch er war allmählich mit seinen Nerven am Ende, aber er begann wieder, sich zu

erholen und sah zum erstenmal in seinem Leben einer Verwandlung eines Werwolfs zurück in einen Menschen zu.

Der Wind strich böig über das Deck.

Er schaffte es auch, das veränderte Fell vom Körper wegzuwehen, so daß dünne Fahnen aus Staub über einen Teil des Decks trieben.

Der Botschafter schaute ihnen nach. »Staub!« flüsterte er rauh.

»Nichts als verdammter Staub. Das ist wie im Kino. Das kann es nicht geben, so etwas ist Wahnsinn…«

Suko hörte nicht hin. Seine Sorge galt dem Russen. Er hatte ihn zwar gehört, aber nicht gesehen.

Wo steckte der Mann? Zudem gab es noch einen zweiten Werwolf. Im Gegensatz zu den alten herkömmlichen Vampiren, für die fließendes Wasser tödlich ist, machte es den Werwölfen nichts aus. Es war ein Leichtes für die Bestie, wieder aus den Fluten hervorzukriechen.

Suko mußte beide suchen.

»Was soll ich machen?« fragte der Botschafter.

»Laufen Sie an Land, bringen Sie sich in Sicherheit! Es ist noch eine Bestie da – und Ihr Kollege. Haben Sie ihn gesehen?«

»Nein, Inspektor, nein…«

»Aber er ist auf dem Schiff?«

»Schon…«

»Gut, ich muß ihn holen.« Wieder einmal machte sich der Chinese auf die Suche. Allmählich nervte auch ihn der Fall. Auch deshalb, weil er nichts von seinem Freund John Sinclair gesehen hatte. Der Geisterjäger hielt sich zurück oder wurde zurückgehalten.

An der Reling sah Suko nichts. Der Raum zwischen ihr und den Aufbauten war leer. Auch an der Backbordseite nicht, wie Suko feststellte. Befand sich die zweite Bestie nicht auf dem Schiff?

Dann hörte Suko die Geräusche. Er hatte schon abgedreht, um eines der Restaurants zu betreten, als er das wütende Schimpfen und das Schreien in russischer Sprache vernahm.

Sofort sprang der Inspektor wieder zurück. Er lief ein paar Schritte vor, wobei seine Hände über den Handlauf der Reling streiften, konnte jetzt auf den Steg schauen und sah, was geschehen war.

Für einen Moment blieb Suko stehen und lächelte. Es war wie eine Erlösung nach dem Streß, und er mußte dem russischen Botschafter ein Kompliment machen.

Der Mann hatte sich allein helfen können. Er hockte auf dem Steg, hielt eine der herausgebrochenen Planken fest und schlug sie auf den Schädel des im Steg festgeklemmten Werwolfs. Der hatte auf dem gleichen Weg hervorkriechen wollen, es aber nicht geschafft, weil sein Körper einfach zu breit war.

Lange würde der Russe das nicht durchhalten. Letztendlich war der

Werwolf stärker als er. Irgendwann würde es ihm gelingen, die Planken zu durchbrechen.

So rasch es ging, lief Suko zu ihm. Zwar mußte der Russe seine Schritte vernommen haben, er drehte sich dennoch nicht um und schlug weiter, wobei er jeden Hieb mit einem wütenden Schrei begleitete.

Erst als Suko dessen rechte Hand festhielt, hörte er auf. »Lassen Sie mich!« rief der Inspektor.

»Nein, ich…«

Suko drückte den Russen zur Seite. Er besaß eine bessere Waffe, um den Werwolf zu vernichten.

Die Peitsche!

Ausgefahren war sie noch. Als Suko ausholte, hob der Werwolf den Schädel. Der Inspektor starrte in die gelben Augen und glaubte, darin so etwas wie ein Wissen zu lesen.

Vielleicht hatte die Bestie noch wegtauchen wollen, es gelang ihr nicht mehr.

Suko schlug zu.

Und die drei Riemen klatschten voll auf die häßliche Schädelfläche des Werwolfs. Der wurde durchgeschüttelt, begann gräßlich zu jaulen, und dort, wo die Riemen getroffen hatten, zeichneten sich bereits nach wenigen Sekunden lange Streifen auf der Haut ab.

Das Heulen verstummte. Suko trat einen Schritt zurück, da die Planken nahe der vergehenden dämonischen Kreatur doch ziemlich brüchig waren, und er kümmerte sich um den Russen.

Mit weichen Knien stand der Mann neben ihm, schüttelte den Kopf, wischte über sein Gesicht und holte ein paarmal tief Luft.

»Das ist verdammt hart, Gospodin, verdammt hart…«

»So ist das Leben«, meinte Suko. Er drehte sich um, weil er Schritte gehört hatte.

Der Engländer kam. Er lachte sogar. »Ich glaube, wir beide sind Glückskinder, was man ja von Politikern nicht immer behaupten kann«, meinte er und fiel seinem Kollegen in die Arme.

Suko trieb die beiden auseinander und drängte darauf, daß sie den Steg verließen.

»Und Sie? Was machen Sie?« fragte der Engländer.

»Ich muß mich um meinen Kollegen kümmern.«

»Hoffentlich lebt er noch.«

Suko grinste schief. »Der ist zäh!«

***

In der Tat lebte ich noch. Zwar ging es mir nicht besonders, aber ich wollte mich auch nicht beklagen, denn es hätte verdammt schlimmer kommen können.

Die Treppe hatte ich hinter mir gelassen und befand mich nun auf dem Deck des Ausflugsschiffs. Ich spürte den Wind, hörte die Geräusche, wenn er um die Ecken wehte, aber ich vernahm weder menschliche Stimmen noch das Jaulen der Wölfe.

Dafür sah ich eine Gestalt auf dem Boden liegen. Noch trennten mich einige Schritte. Ich lief hin, kniete mich neben sie und schaute in das starre Gesicht eines Mannes.

Wenn ich die beiden Gesichter verglich, so war eine gewisse Ähnlichkeit mit dem des von mir erledigten Gerald Ascot nicht zu verhehlen. Dieser Tote mußte einer der Brüder sein.

Ich untersuchte ihn genauer, da ich unbedingt die Todesursache herausfinden wollte.

Sehr schnell entdeckte ich das Einschußloch. Die Kugel steckte noch im Körper, und ich wettete, daß sie in das Magazin einer Beretta gepaßt hätte.

Suko schien sich gut verteidigt zu haben.

Nur sah ich ihn nirgendwo, auch von den anderen Geiseln und den Botschaftern nichts. Dafür entdeckte ich bei einer weiteren Untersuchung eine eingetretene Tür.

Alles wies darauf hin, daß es den Leuten gelungen war, das Schiff gesund zu verlassen.

Ich bewegte mich weiter und hörte Stimmen. Sukos vernahm ich, auch die der Botschafter. Sie klangen normal, nicht hektisch oder angstvoll, wie man es eigentlich hätte erwarten können. Sie mußten es geschafft haben.

Jetzt erinnerte ich mich auch wieder daran, während meiner Anwesenheit unter Deck Schüsse gehört zu haben. Sie hatten sehr dumpf geklungen, waren kaum zu identifizieren gewesen, nun war mir einiges klarer geworden.

Ich mußte zu ihnen.

Doch dann änderte sich alles.

Von einem Augenblick zum anderen spürte ich abermals die Macht der im Unsichtbaren lauernden Lupina. Sie hielt das Schiff unter Kontrolle und veränderte sein inneres Aussehen.

Silberglanz legte sich schleierartig über das Innere des Kahns und wuchs als Kreis allmählich in die Höhe. Der Vergleich mit einer runden Spiegelwand kam mir in den Sinn.

Das war sie tatsächlich. Als ich mich um die eigene Achse drehte, sah ich, daß die Rundung in mehrere Abschnitte oder Segmente aufgeteilt war. Jeder Abschnitt zeigte ein Bild.

Es war stets das gleiche.

Lupina, die Königin der Wölfe starrte mich an.

Das hätte mich nicht vom Hocker gerissen, aber da war noch jemand bei ihr, mit der ich nicht gerechnet hatte.

Alexis Ascot.
Und sie war bewaffent.
In der rechten Hand hielt sie meinen Bumerang!

***

Es war ein Alptraum, es mußte einfach so sein. Das jedenfalls wünschte ich mir.

Leider ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung. Es waren tatsächlich Lupina und Alexis, die mich anstarrten. Es waren mehr als zwölf Segmente, die mich mattsilbern schimmernd eingekreist hatten und sich auch stets in meinem Rücken befanden, so daß die Gefahr für mich sich sehr schnell verdichtet hatte.

Noch stand ich regungslos, schaute in die mir gegenüberliegenden Gesichter und sah das Zucken in Lupinas Zügen.

Sicherlich wollte sie etwas sagen. Ihre Stimme klang anders als unter Deck. Mehr wütend und nicht mehr so siegessicher. »Du hast mitgeholfen, den Clan zu vernichten. Aber einen Trumpf halte ich noch hier: Alexis Ascot. Sie weiß mittlerweile Bescheid, daß du nicht nur ihre Tochter, sondern auch den Mann getötet hast. Und *so* etwas wird sie dir nie verzeihen, wie du dir sicherlich vorstellen kannst.«

»Sie war gefesselt in meinem Wagen.«

Lupina lachte und stieß die Frau an. »Sag es ihm, wie wir es geschafft haben.«

Alexis nickte. Böse und haßerfüllt schaute sie mich dabei an. »Du hast dich verrechnet, Sinclair?« zischte sie. »Ich wußte, daß Lupina die Person im Hintergrund war, und ich wußte auch, daß sie irgendwann erscheinen würde. Deshalb habe ich sie angefleht, sie hat meine Bitten erhört, ist zu mir gekommen und hat mich dank ihrer magischen Kräfte befreien können, denn sie ist sehr stark. Ich brauchte eine Waffe, und sie erinnerte mich an deinen Koffer im Wagen. Wir öffneten die Haube, fanden den Koffer, und ich klappte ihn auf. Ich sah deine Waffen, auch den Bumerang, über dessen Funktion Lupina sehr genau Bescheid wußte. Sie kannte die Gefährlichkeit und riet mir, die Waffe mitzunehmen, um sie gegen dich einzusetzen. Ich bin kein Dämon, ich kann sie anfassen und werde auch damit umgehen können. Du entkommst mir nicht mehr, Sinclair. Wenn ich sie schleudere, deine Superwaffe, wird sie nicht nur einmal erscheinen, sondern gleich dreizehnmal. Von dreizehn Seiten jagt sie auf dich zu und wird dir den Kopf vom Schädel schlagen.«

Ein wüstes Versprechen, an das ich glauben wollte, denn Lupina mußte neuerdings mit sehr großen magischen Machtmitteln ausgerüstet worden sein. Zwar verließ sie sich nach wie vor auf die reine Gewalt, aber sie ging jetzt raffinierter vor als früher.

Der magische hochkant stehende Spiegelkreis bewies dies. Lupina

mußte sich in der anderen Zeit und fremden Dimensionen gut erholt haben, und das zeigte sie mir.

Aber war sie echt?

Vorhin hatte ich sie nur mehr als Projektion erlebt, und ob mich Alexis tatsächlich dreizehnmal umkreist hatte, war auch fraglich. Ich hatte beschlossen, beide zu provozieren, wobei ich eigentlich das Wort an Lupina richtete.

»Willst du mich wieder reinlegen?« fragte ich sie. »Wir haben uns schon einmal gegenübergestanden, da warst du nicht echt.«

»Du bist unsicher, Sinclair? Vielleicht bin ich eine Projektion, vielleicht aber auch nicht. Denke daran, daß ich jemanden mitgebracht habe. Kann Alexis eine Projektion sein? Ich glaube nicht. Du bestimmt auch nicht, wenn du näher darüber nachdenkst.«

»Tut mir leid…«

»Wir haben deinen Bumerang aus dem Koffer geholt. Ich habe ihr die Fesseln abgenommen. Es stand keine andere Magie dagegen. Unterschätzt du mich noch immer?«

»Ich habe dich immer ernst genommen.«

»Das wirst du auch in den nächsten Sekunden müssen…«

»Und dann nicht mehr?«

»Nein«, erwiderte sie. »Anschließend geht dir nämlich der Schädel verloren, Geisterjäger!«

Ich war auch nicht waffenlos. Kreuz und Beretta hatten mir bisher geholfen. Würde ich sie jetzt tatsächlich gegen meinen eigenen Bumerang einsetzen müssen?

Das wollte mir nicht in den Kopf, nur sah ich keinen anderen Ausweg aus diesem Dilemma.

Lupina wirkte größer als Alexis. Sie hatte sich hinter der dunkelhaarigen Frau aufgebaut, schaute schräg über deren Kopf und Schulter. Durch den Spiegel glänzten ihr Gesicht und das Fell.

Sie bewegte sich nicht. Dafür Alexis Ascot. Diese Frau steckte voller Haß gegen mich. Ich brauchte nur mehr in ihre Augen zu schauen. Sie hatte Mühe, überhaupt ruhig stehen zu bleiben, bestimmt hätte sie die Waffe schon jetzt geschleudert.

Ich hob meinen linken Arm ließ ihn angewinkelt und tastete nach dem vor der Brust hängenden Kreuz. Es hatte sich ein wenig erwärmt, weil es in den Bannkreis der gegensätzlichen Magie geraten war, aber es reagierte nicht, weil noch der unmittelbare Kontakt fehlte. Zudem hatte ich es nicht durch das Rufen der Formel aktiviert.

Das würde mir wohl als letzte Möglichkeit bleiben. Aber ich traute mich nicht recht. Wenn ich das Kreuz aktivierte, würden sich seine Kräfte, die sehr stark waren, auch gegen die meines Bumerangs stellen. Was dann geschah, ich wagte kaum weiterzudenken.

Das konnte gutgehen, aber auch alles zerstören.

Wahrscheinlich hatte Lupina darauf gesetzt, und sie ließ sich auch keine Zeit mehr.

»Geh!«

Der Befehl hatte Alexis Ascot gegolten, die sich so etwas nicht zweimal sagen ließ.

Sie kam vor, hob gleichzeitig den Arm, und das geschah in meiner unmittelbaren Nähe dreizehnmal.

Sie wollte werfen.

Sollte ich schießen oder…

»Terra pestum…« Ich hatte schon angefangen, die Formel zu sprechen, als das Geräusch eines peitschenden Schußklangs mir die Worte von den Lippen riß.

Blitzschnell änderte sich die Szene!

Der Schrei war tierisch, obwohl er von einem Menschen ausgestoßen worden war. Ich sah, wie die Spiegel auf einmal zerbrachen.

Staubige Lichtwolken hüllte sie ein, es kam zu einer stürmischen magischen Entladung, die auch vor mir nicht haltmachte und mich mitreißen wollte. Für einen langen Moment fühlte ich mich inmitten einer silbernen Wolke, vernahm Lupinas fluchende, weit entfernte Stimme und hatte das Gefühl, abheben zu müssen.

Das passierte nicht, dafür kehrte ich zurück in die Realität, sah keine Spiegel mehr, keine Lupina und auch nicht dreizehnmal eine gewisse Alexis Ascot.

Dafür einmal.

Sie stand vor mir, schaute mich an. Ihr rechter Arm war nach unten gesunken. Wie im Krampf hielten die Finger noch meinen Bumerang fest, doch ich sah, daß er bereits zu schwer für sie geworden war und allmählich aus der Faust rutschte.

Auch sah ich das Blut.

Eine Berettakugel hatte die Wunde tief in der rechten Schulter gerissen, nicht von mir abgefeuert, sondern von meinem Freund Suko, dessen Schritte ich hörte und auch sah, wie er an mir vorbeiging.

Ich sprach ihn mit Namen an.

»Okay, John, du hättest es wahrscheinlich nicht gewagt. Und meinen Stab einzusetzen, erschien mir nicht sicher genug. Ich glaube aber, daß es so besser ist.«

»Ja…«

Der Bumerang fiel auf den Boden. Gleichzeitig stürzte auch Alexis, aber Suko war schneller und fing sie auf. Über seinen Armen blieb die Frau liegen.

»Sie braucht jetzt einen Arzt«, sagte mein Freund.

»Und vielleicht noch einen Seelendoktor«, erklärte ich beim Aufheben meiner Waffe.

Sie war es tatsächlich, keine Illusion oder Projektion wie die Königin

der Wölfe.

Zu dritt verließen wir das Schiff. Weder Suko noch ich wollten reden. Wir wußten, daß ein alter, neuer Gegner wieder erschienen war und so schnell nicht aufgeben würde.

Das hier war ein erster Test gewesen. Andere, härtere würden sicherlich folgen.

Die Geiseln erwarteten uns am Kai. Auch die beiden Botschafter.

Natürlich wurden Fragen gestellt, wir aber hatten keine Lust, sie zu beantworten. Nur eine Antwort gab ich. Die entsprechende Frage dazu stellte mir der englische Botschafter.

»Sagen Sie, Sinclair, womit kann ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?«

»Mit vielem, Sir, nur nicht mit einem.«

»Und das wäre?«

»Mit einem Orden, wie es damals die Queen getan hat…«

***

Auch bei Sir James und einigen Leuten im Ministerium sowie in der russischen Botschaft begann das große Aufatmen. Eine Konfrontation war im letzten Augenblick verhindert worden. Es sollte auch Stillschweigen darüber bewahrt werden. Ob das klappte, wußte wohl keiner von uns.

Jedenfalls war Sir James zufrieden. Alexis lag schon auf dem OP-Tisch, ich hockte mit Suko und Sir James in meinem Office.

An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Mit Kaffee hielten wir uns wach und diskutierten alles noch einmal durch.

Bis wir unterbrochen wurden.

Ein Bote kam und brachte ein Geschenk für mich. Es war ein Fäßchen. Fünf Liter Inhalt. Auch eine Karte hing daran. Ich klappte sie auf, las und grinste.

»Was ist denn?« fragte Sir James.

»Ein Gruß vom Botschafter.«

»Lesen Sie vor.«

»Mein lieber Sinclair. Der beste aller Orden ist noch immer der flüssige. In diesem Sinne: Cheerio und alles Gute.«

»Der Mann hat doch Stil«, sagte Suko.

Auch Sir James nickte und lächelte.

Wenig später traf ein zweites Geschenk ein. Für Suko. Das waren sechs Flaschen Wodka.

Auf der beiliegenden Karte stand nur ein Wort. Nastrowje!

Na denn – Prost…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 372 »Werwolf-Omen«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 011 »Die Werwolf-Elite«